

Die Zeit heilt keine Wunden

1992 wurde die sechsjährige Shari in Weißenthurm bei Koblenz brutal ermordet. Gabriele (Gabi) Novak-Oster berichtete über das Verbrechen und deckte Hintergründe auf, die einem Justizskandal gleich kamen. Über 25 Jahre hinweg berichtete die Journalistin immer wieder über die Situation und das Leiden der Mutter Irina. 2017 dann eine völlig unerwartete Entwicklung: Das eigentlich erste Opfer, damals ein junges Mädchen, meldet sich.

Alexander war nicht stark genug

1991 wird die hochschwangere Heike überfallen, in einen Wald entführt und mit mehreren Messern lebensgefährlich verletzt. Wie durch ein Wunder überlebt sie. Die kleine Tochter, die sie dabei hatte, wirft der Täter in einen Steinbruch. Ein zweites Wunder: das Mädchen wird zwar erst einen Tag später gefunden, doch nur leicht verletzt. Dann kommt Heikes Sohn auf die Welt. Sie nennt ihn Alexander - der Starke. Doch der Junge kommt mit schwersten Behinderungen zur Welt. Er wird nur 14 Jahre alt. Das Leben von Heike ist zu diesem Zeitpunkt schon längst aus den Fugen geraten.

Drei verbrannte Leben

Seine Tochter Nadine und Ehefrau Carmen sterben bei der verheerenden Flugkatastrophe von Ramstein. Roland Fuchs überlebt. Mit schwersten Verbrennungen und verbrannter Zukunft.

Wenn Kinder nicht mehr leben wollen

Der 17-jährige Julian nimmt sich das Leben. Alexandra und Julia, zwei 15-jährige Mädchen springen in einen Steinbruch. Warum? Keiner hatte etwas geahnt. Es gab keine Vorahnung. Und dann nur noch Trauer und Tränen, Verunsicherung und Vorwürfe, Fragen und Schmerz.

Das Leben nach dem Amoklauf

Der erste Amoklauf in einer deutschen Schule, dem Gutenberg-Gymnasium Erfurt, fordert 17 Menschenleben. Schulleiterin Christiane Alt überlebt und versucht neben der Trauerbewältigung auch Zukunftsperspektiven zu gestalten.



Verlorene Zukunft

Reportagen von Gabriele Novak-Oster



verlorene ZUKUNFT

[] Die Zeit heilt keine
Wunden

[] Alexander war nicht
stark genug

[] Drei verbrannte
Leben

[] Wenn Kinder nicht mehr
leben wollen

[] Das Leben nach dem
Amoklauf

Reportagen, Gespräche
und Beobachtungen von
Gabriele Novak-Oster

Verlorene Zukunft

Waren Recherche und Schreiben sehr belastend? Ja.
Blieb nicht immer die Frage nach dem Warum? Ja.
Haben Trauer und Tränen sehr berührt? Ja.

Um klarzustellen: Nicht ich bin das Opfer.
Es sind die Kinder. Misshandelt, ermordet,
allein gelassen.

Ihr Leben endete früh, zu früh. Und brutal.

Die Kinder waren schwach und wehrlos.
Sie verloren ihre Zukunft, die hatte keine Chance.

Nur wenige Zeilen sind darüber geschrieben.
Waren es die richtigen?

Es bleibt Ohnmacht. Ja.

Die Zeit heilt keine Wunden

Seite 5

Im Juni 1992 wurde die sechsjährige Shari in Weißenhurm bei Koblenz brutal ermordet. Gabriele (Gabi) Novak-Oster berichtete über das Verbrechen und deckte Hintergründe auf, die einem Justizskandal gleich kamen. Über 25 Jahre hinweg berichtete die Journalistin immer wieder über die Situation und das Leiden der Mutter Irina.

2017 dann eine völlig unerwartete Entwicklung: Das eigentlich erste Opfer, damals ein junges Mädchen, heute eine erwachsene Frau, outet sich. „Ich war das erste Opfer“. Und somit wurde der Skandal noch offensichtlicher.

In bewegenden Reportagen hat die Gabi Novak-Oster diesen Fall ein Vierteljahrhundert hinweg begleitet.

Alexander war nicht stark genug

Seite 50

Im November 1991 wird die hochschwangere Heike überfallen, in einen Wald entführt und mit mehreren Messern lebensgefährlich verletzt. Wie durch ein Wunder überlebt sie. Die kleine Tochter, die sie dabei hatte, wirft der Täter in einen Steinbruch. Ein zweites Wunder, denn das Kind wird nur leicht verletzt, aber erst einen Tag später gefunden.

Dann kommt Heikes Sohn auf die Welt. Darauf hatte sich die Familie so sehr gefreut. Sie nennt ihn Alexander - der Starke. Doch Alexander kommt mit schwersten Behinderungen zur Welt. Er wird nur 14 Jahre alt. Das Leben von Heike ist schon längst aus den Fugen geraten. Ein Schicksal, das von Gabi Novak-Oster ebenso über viele Jahre begleitet wird.

Drei verbrannte Leben

Seite 71

Seine Tochter Nadine und Ehefrau Carmen sterben bei der Flugkatastrophe von Ramstein. Roland Fuchs überlebt. Mit schwersten Verbrennungen und verbrannter Zukunft.

Wenn Kinder nicht mehr leben wollen

Seite 100

„Es tut mir leid, dass es so enden musste, aber es hätte eh keinen Sinn gehabt“, beginnt er seinen Abschiedsbrief. Mit erst 17 Jahren hat Julian seinen Abschied vom Leben genau geplant. Die Zukunft schien aussichtslos. Keine Perspektiven. Und: keine Hoffnung.

Julia und Alexandra, beide 15, beschließen ihr Leben zu beenden - und springen in einen Steinbruch. Die Trauer für Eltern, Geschwister, Freunde und Bekannte ist nicht zu beschreiben.

Das Leben nach dem Amoklauf

Seite 113

Der erste Amoklauf in einer deutschen Schule, dem Gutenberg-Gymnasium Erfurt, fordert 17 Menschenleben. Schulleiterin Christiane Alt überlebt und versucht neben der Trauerbewältigung auch Zukunftsperspektiven zu gestalten.

Ein kleiner Hinweis zur Lektüre: Die Reportagen haben das Geschehen, seine Folgen und Nachwirkungen meist über Jahre hinweg begleitet - bei „Shari“ sogar mehr als 25 Jahre. Daher mussten die Grundinformationen in den jeweiligen Reportagen - wenn auch stilistisch abgewandelt - erneut aufgegriffen werden. Denn nicht jeder hat die ersten Beiträge gelesen und kennt somit die Vorgeschichte nicht.

Das brutale Sexualverbrechen von Weißenthurm wirft viele Fragen auf

Der Mord an Shari: Skandal oder „Restrisiko“?

VON GABI NOVAK-OSTER (FOTO VON HERBERT PILS) UND

Shari wegt, sagt Madeline traurig, sie und ihre Schwester Shari sind unzertrennlich gewesen. „Aber die Mutter ist so eifersüchtig auf sie, dass sie sie nicht mitnehmen darf.“ Shari ist die Tochter, die verstorbenen Mutter. „Ich habe sie so lieb“, sagt Madeline. „Ich habe sie so lieb, dass ich sie nicht mitnehmen darf.“ Shari ist die Tochter, die verstorbenen Mutter. „Ich habe sie so lieb“, sagt Madeline. „Ich habe sie so lieb, dass ich sie nicht mitnehmen darf.“



Madeline, die Mutter von Shari, ist eine Frau mit dunklen Haaren und einem breiten Lächeln. Sie trägt eine dunkle Bluse und hat ihre Hände in ihren Schoß gefaltet. Sie blickt direkt in die Kamera.

„Ich habe sie so lieb“, sagt Madeline. „Ich habe sie so lieb, dass ich sie nicht mitnehmen darf.“ Shari ist die Tochter, die verstorbenen Mutter. „Ich habe sie so lieb“, sagt Madeline. „Ich habe sie so lieb, dass ich sie nicht mitnehmen darf.“

„Ich habe sie so lieb“, sagt Madeline. „Ich habe sie so lieb, dass ich sie nicht mitnehmen darf.“ Shari ist die Tochter, die verstorbenen Mutter. „Ich habe sie so lieb“, sagt Madeline. „Ich habe sie so lieb, dass ich sie nicht mitnehmen darf.“

„Ich habe sie so lieb“, sagt Madeline. „Ich habe sie so lieb, dass ich sie nicht mitnehmen darf.“ Shari ist die Tochter, die verstorbenen Mutter. „Ich habe sie so lieb“, sagt Madeline. „Ich habe sie so lieb, dass ich sie nicht mitnehmen darf.“

Die Kränze auf Shari's Grab sind veraltet, die Schließen von der Sonne gebleicht. Tränen sind getrocknet, neue werden hinkommen. Für die Tochter, die Schwester, die Freundin. Aus Trauer und vor Wut. Nicht nur, weil das Mädchen sterben mußte, sondern auch weil. Brutal ermordet von einem Mann, der verurteilt ist wie geständig zu sein. Haben sich mit ihm andere schuldig gemacht? Justiz, Mediziner, Gesellschaft? Der Mord an Shari: Skandal, Tragödie, „Restrisiko“? Der Versuch eines Szenarios.



Intensive Kontrolle fehlte: Wer hat sich außer dem Täter schuldig gemacht?

Die Polizei und die Justiz haben sich um die Person, die die Tochter ermordet hat, gekümmert. Aber wer hat sich um die Person, die die Tochter ermordet hat, gekümmert? Die Polizei und die Justiz haben sich um die Person, die die Tochter ermordet hat, gekümmert. Aber wer hat sich um die Person, die die Tochter ermordet hat, gekümmert?



Täter schuldig gemacht?

Die Polizei und die Justiz haben sich um die Person, die die Tochter ermordet hat, gekümmert. Aber wer hat sich um die Person, die die Tochter ermordet hat, gekümmert? Die Polizei und die Justiz haben sich um die Person, die die Tochter ermordet hat, gekümmert. Aber wer hat sich um die Person, die die Tochter ermordet hat, gekümmert?



Der Mord an Shari: Skandal oder „Restrisiko“?

„Shari weg“, sagt Madeline traurig. Sie und ihre Schwester Shari sind unzertrennlich gewesen, erzählt die Mutter. Und es scheint, als sehe sie die beiden Kinder in diesem Moment vor sich: „Manchmal hatte ich das Gefühl, sie verschwören sich gegen mich, so haben sie zusammengehalten.“

Von Gabi Novak-Oster Rhein-Zeitung, 7. Juli 1992

Vergeblich hoffte Irina Weber, dass das zweieinhalbjährige Töchterchen von den schlimmen Ereignissen um Shari's Tod nichts mitbekommen würde. Jetzt spürt sie täglich, wie sehr das Kind darunter leidet: „Madeline isst nicht mehr, schreit nur noch. Und sie versteckt sich plötzlich.“ Eine neue Sorge. Wieder Angst - diesmal vor der Zukunft.

Und noch ist die Vergangenheit nicht bewältigt. Tausend Dinge sind der 29jährigen Mutter seit Shari's Tod durch den Kopf gegangen. Immer wieder hat sie ihre älteste Tochter vor sich gesehen, hat sie versucht, sich die grausame Tat vorzustellen. Die Minuten, als der Täter Shari in sein Auto zerrte. Als er sich an ihr verging. Als er sie tötete. Bilder, die unvollständig bleiben - bleiben müssen.

„Und das ist es, womit ich im Augenblick noch überhaupt nicht klar komme. Ich weiß nicht: Was hat Shari durchstehen müssen? Hatte sie einen Schock? Warum hat sie nicht geschrien, ich war doch in ihrer Nähe? Vielleicht war sie wie gelähmt ...“

Fragen, Vermutungen, Befürchtungen. „Ich habe das Gefühl, als ob sie mit mir reden möchte.“ Auch Irina Weber will reden, und sie will leiden wie ihre Tochter. „Ich möchte dem Mörder in die Augen schauen. Jetzt! Nicht später. Ich möchte wissen: Wer hat meinem Kind gegenüber gestanden? Ich möchte Shari am Grab sagen können: Auch ich habe ihn anschauen müssen. So wie du.“ Shari kann die Worte nicht mehr hören.

Und Mutter Irina wird dem Mörder wohl erst im Gerichtssaal gegenüberstehen. Schon in Kürze - schneller als bei anderen Verfahren - soll Anklage erhoben werden, deutet der Leitende Oberstaatsanwalt, Norbert Weise, an. Vor ihm liegt die „Akte Knöll“, mittlerweile zu einem beachtlichen Stapel angewachsen. Einige Blätter sind vergilbt, zerschissen, alt. Oft und von vielen Händen gewendet - vor allem in den letzten Tagen. Aktenkundig ist das Leben eines jungen Mannes, der bereits als Kind kriminell geworden war. Kriminell, weil er - wie sich nach einem zweiten Delikt herausstellte - krank ist. Das Gericht machte deshalb eine Sexual-Therapie zur Auflage. Unbemerkt blieb, dass sie nicht eingehalten wurde. Schlamperei, Überlastung, Verharmlosung oder gar ein Skandal? Und musste Shari die Folgen tragen? Eine Tragödie.

Drei andere Mädchen waren mit Wunden davongekommen - mit körperlichen und seelischen. Offene Wunden aber hat nicht zuletzt auch die Justiz zu beklagen. Sie ist „angekratzt“, muß die Frage nach einer Mitschuld über sich ergehen lassen - das Peinlichste, was passieren kann: Juristen ermitteln gegen Juristen. Sie werden eine Antwort finden, einen Schuldigen im Namen des Gesetzes vermutlich nicht. Und auch die Frage, ob Shari noch leben könnte, wird niemand beantworten können.

Mit einem klaren Ja haben sich die meisten Menschen in den Hochhäusern der Wilhelm-Schultheiß-Straße von Weißenthurm zu Wort gemeldet: „Man hätte den Kerl früher einsperren müssen!“ Hier, wo die Webers mit 127 meist

kinderreichen Familien wohnen, steht man der Tat näher und emotionsgeladener gegenüber als anderswo. Auch, weil die Polizei auf dem Hochhaus-Gelände intensiv recherchiert hat. Für Tage drohte Misstrauen unter Nachbarn: Ist vielleicht doch einer von ihnen der Mörder? „Es hätte mein Kind sein können“, haben sie alle gedacht und gesagt. Und - so makaber es klingt - dafür gedankt, daß es sie nicht getroffen hat. „Dann wäre ich wahnsinnig geworden“, schätzt Hans-Jürgen Schmitt seine Reaktion ab. Seine Frau Carmen sagt es noch krasser: „Ich hätte mich umgebracht.“ Sie überlegt, denkt an ihre Familie, korrigiert sich: „Vielleicht sagt man das jetzt auch nur so.“

Bei den Schmitts ging Shari ein und aus. Natalie (7) war ihre beste Freundin. Shari sei eher ängstlich, ein verschlossener Typ gewesen. Andererseits fröhlich, obwohl die Familienverhältnisse nicht gerade einfach waren. Vom Vater, einem Ghanesen, lebt die Mutter seit einiger Zeit getrennt.

Viele Freunde hat Sharis Mutter in der Siedlung nicht gefunden. Der Kontakt zu den Schmitts entstand eher zufällig. „Sie hatte zwei Kinder und war wieder schwanger, wir haben drei Kinder. Da hab' ich sie einfach angesprochen.“ Eine Bekanntschaft, „die zwischen Mülleimer und Haustür entstand“. Und sich zu einer richtigen Freundschaft entwickelte - zwischen den Müttern, unter den Kindern. „Wir haben am liebsten Fangen und Verstecken gespielt“, erzählt die siebenjährige Natalie, und neidlos erkennt sie noch heute an, daß Shari fast immer die Schnellere gewesen sei.

„Du weißt, was mit der Shari passiert ist“, fragt Vater Hans-Jürgen eindringlich und schaut sein Töchterchen mit ernstem Gesicht an. Mehr als einmal haben sie darüber gesprochen. Es könne doch nicht sein, daß ihre Freundin so plötzlich tot sei, habe Natalie auf die schlimme Nachricht geantwortet und hinzugefügt: „Ich habe sie doch so lieb gehabt.“ Fast täglich wiederholt der Vater seither seine eindringliche Frage: „Du weißt doch, wie es passiert ist?“ Natalie wird verlegen: „Warum noch mal, Papa...“

Am Vorabend der Tat wurde im Fernsehen vom Verschwinden eines Jungen bei Celle berichtet. Am nächsten Morgen meldet das Radio seinen Tod. „Ist das der Junge aus dem Fernsehen?“ will Shari von ihrer Mutter wissen. Sie habe das bestätigt und dann ihre Tochter eindringlich ermahnt, nie zu einem Fremden ins Auto zu steigen. „Wenn er sagt, deine Mama ist im Krankenhaus, ich bring' dich zu ihr, dann lauf weg. Geh nicht ans Auto, sieh den Mann nicht an!“ Nicht nur an diesem Morgen sei über das Thema gesprochen worden, sagt Irina Weber aufgeregt: „Immer wieder haben wir uns darüber unterhalten, was Männer fertigbringen.“ Und, so glaubt die Mutter: „Shari hat das Gesagte nachvollziehen können.“

Wenige Stunden später steht ihr ein fremder Mann gegenüber. Doch - so haben die Ermittlungen der Polizei ergeben - er fragt nicht lange. Er nimmt das Kind einfach. Shari hat keine Chance, sich dem Zweizentner-Mann zu widersetzen.

Mutter Irina erzählt von der Angst, die sie hin und wieder durch die Stadt begleitet habe. „Wenn Fremde meine Kinder ansprachen, wie niedlich und wie süß sie doch sind - das hat mir nie behagt. Kein Fremder hat das Recht dazu, vor allem kein Mann.“ Und es gab noch etwas, was ihr missfiel: Mehr als einmal sei sie gefragt worden, ob sie die dunkelhäutigen Kinder adoptiert habe. Nie habe ihr jemand zugetraut, dass sie mit einem Schwarzen verheiratet sei.

Immer wieder zitiert Irina Weber die Bibel, verschweigt nicht, dass der Glaube ihr in den schweren Stunden seit Sharis Tod Halt gegeben hat. „Auch Shari habe ich religiös erzogen. Meine Kinder lernen beten und an die Bibel zu glauben.“

Irina glaubt an eine Auferstehung, bei aller Trauer hat sie für die Todesanzeige einen Spruch voller Hoffnung gewählt: „Ich will ihre Trauer in Frohlocken umwandeln, und ich will sie trösten und sie erfreuen, indem ich sie ihrem Kummer entreiße.“ (Jeremia 31,13-17).

Doch niemand war zur Stelle, um Shari ihrem Mörder zu entreißen. Es regnete stark, und kaum jemand war mittags auf der Straße. Shari befand sich auf dem Heimweg vom Kindergarten, nur noch wenige Meter von der Wohnung entfernt, als das Unglück geschah. Gegen halb eins fragte die Mutter bei Schmitts an, ob Shari dort sei. „Zu der Zeit doch nicht, habe ich geantwortet“, erinnert sich Carmen Schmitt, dann habe sie sich auf die Suche gemacht, „weil Shari nie zu spät kam.“

Die Suche ist vergeblich. Als Irina Weber die Polizei anrufen wollte, habe sie noch gesagt: „Mach nicht so einen Aufstand.“ Trotzdem wurde die Polizei alarmiert. Die Stunden vergingen, Shari blieb verschwunden. Der Abend kam. „Je dunkler es wurde, um so mehr haben wir alle geglaubt, dass etwas passiert sein musste.“ Irina Weber unterbricht: „Ich habe es nach einer halben Stunde gewusst. Eine Mutter spürt so was.“

Zwei Tage später wird Sharis Leiche in der Nähe vom Kernkraftwerk Mülheim-Kärlich gefunden. Knapp eine Woche später nimmt die Polizei den 23jährigen Schreinergehilfen Frank Knöll aus Koblenz-Rübenach fest. Er gesteht die Tat. Die Einzelheiten schockieren - auch die Polizei: In der Mittagspause verlässt Knöll die Baustelle unmittelbar gegenüber dem Hochhaus, wo Irina Weber mit ihren drei Kindern wohnt. Shari wird ins Auto gezogen, Frank Knöll vergeht sich wenig später an ihr, fesselt das Mädchen und stranguliert es zu Tode. Die Polizei spricht „von einem ganz schlimmen Gesamtablauf“, bei dem Shari „sehr gelitten“ haben muss. Frank Knöll kehrt auf die Baustelle zurück. Arbeitet an derselben Tür weiter. Keinem Kollegen fällt etwas auf: „Er tat, als wäre nichts geschehen.“ Ein normaler Arbeitstag.

Für die Polizei wird daraus mehr als ein „Fall Shari“. Schon kurz nach Verschwinden des Kindes wird ein Verbrechen vermutet. „Wir hofften, dass es nicht so ist“, erinnert sich Kriminaloberrat Hans-Dieter Hilken. Nicht nur

der fachliche Verstand, auch die Zeit spricht dagegen. Sowohl bei der Kripo Kruft als auch bei der Sonderkommission in Koblenz wird mit großer „Opferbereitschaft“ gearbeitet. „Das versteht sich von selbst, irgendwie kann jeder die Situation nachfühlen“, sagt Soko-Leiter Harald Süßenbach.

Die Emotionen steigern sich noch einmal, als der Täter dreimal anruft und einen Hinweis auf die Fundstelle seines Opfers gibt. „Wir waren betroffen, keiner hat was gesagt“, erinnert sich Kriminaloberkommissarin Susanne Hof. „Ohnmacht und Zorn“ empfindet Hans-Dieter Hilken später an der Fundstelle. „Ohnmacht und Zorn, weil das Kind keine Chance hatte.“ Susanne Hof, die eine solche Situation zum ersten Mal erlebt: „Unfassbar, wenn man an das kleine Würmchen denkt...“ Eine Situation, die nicht verdrängt werden kann - weder bei neuen, noch bei erfahrenen Kollegen. Susanne Hof: „Ich habe sogar davon geträumt, weil ich die Sache nicht verarbeiten konnte.“

Doch es gibt auch „Empfindungen, die man nicht wiedergeben kann“. Es ist der Moment, als der Täter gegenübersteht. Ein Mann, der bereit ist zu reden. Der sogar ein Bedürfnis dazu gehabt habe. „Man bietet ihm einen Kaffee an, eine Zigarette ...“ Frank Knöll soll seine Tat nüchtern und sachlich beschrieben haben - „berichtsmäßig“. Auch das schockiert. Hilken: „Nicht nachvollziehbar.“

Neue Aufgaben helfen über Dinge dieser Art hinweg, sagen alle. Und doch wissen sie: Morgen könnte ein Fall kommen, der ähnlich ist. Das wissen auch Eltern. Angst nehmen, Mut machen, ohne zu verharmlosen - das hat sich der Kindergarten St. Franziskus zur Aufgabe gemacht. Der Schock über die Tat sitzt tief. Zur Trauer kam zunächst einmal Hilflosigkeit. In den ersten Tagen schwiegen die Mitarbeiterinnen den Kindern gegenüber. Ein Psychologe habe sie schließlich zu Gesprächen ermutigt. In Rollenspielen und Gesprächen, aber auch in Zeichnungen artikulierten die Mädchen und

Jungen ihre Ängste. Der große Mann taucht immer wieder auf. Für Shari kam er wirklich. Zwar wird Frank Knöll durch einen Hinweis aus der Bevölkerung festgenommen, doch auch ohne den hätte er „nie den Hauch einer Chance gehabt“, so Weise. Spätestens nach einer Woche wäre er aufgrund seiner Vorstrafen und der Überprüfung dieser Fälle „dran gewesen“. Genau diese Vorstrafen werfen wenig später die Frage nach einem Justiz-Skandal auf. Selbst Minister Caesar schließt ihn nicht aus. Der „Fall Shari“ ist längst zu einem „Fall Knöll“ oder besser: zu einem „Fall Justiz“ geworden. Die Akte Knöll - ein schlecht inszenierter Krimi mit tödlichem Ausgang?

Schon als 15jähriger bringt Frank Knöll etliche Pfunde auf die Waage, wird gehänselt. „Deutsche Panzer rollen“, sollen die Kinder ihm wieder einmal nachgerufen haben. Frank glaubt, das neunjährige Mädchen, das ihm begegnet, habe zu denen gehört, die ihn ärgerten. Er greift das Kind, hält ihm ein Messer ans Kinn. Das Mädchen wird in einen Schuppen geschleppt und muss sich ausziehen. Es kommt zu sexuellen Handlungen. Das Mädchen, dem Frank ein T-Shirt über den Kopf gezogen hat, droht damit, nach Hause zu laufen und die Polizei zu alarmieren. Daraufhin beschließt der Junge, sein Opfer zu töten.

Wie er es in einem Film gesehen habe, stößt Frank dem Mädchen einen Holz-Balken auf den Hals. Allerdings bleibt er in einer Leiter hängen, so dass die Gewalt des Stoßes gemindert wird. Das Mädchen schreit vor Schmerz. Frank legt ihm einen Gürtel um den Hals, befestigt ihn an einem Nagel und stößt das Mädchen von einem Balken. Der Gürtel reißt. Das Mädchen hat ein zweites Mal überlebt. Den Versuch, sein Opfer zu erwürgen, bricht Frank mittendrin ab - aus Mitleid, sagt er vor Gericht.

Die Staatsanwaltschaft erhebt Anklage wegen versuchten Mordes. Der damalige Staatsanwalt erinnert sich, „bis zum Letzten gekämpft“ zu haben.

Das Gericht beurteilt die Tat anders. Es würdigt den freiwilligen, strafbefreienden Rücktritt von der Tat und verurteilt den Jungen wegen gefährlicher Körperverletzung und sexuellen Missbrauchs zu drei Jahren und sechs Monaten. Das Gericht beruft sich nicht zuletzt auf ein Gutachten, in dem von gesteigerter Verletzlichkeit aufgrund seiner Körperfülle und einem nicht vorhandenen Selbstwertgefühl die Rede ist. Fazit des Gutachters: Die Verfassung sei „dem juristischen Begriff der schweren seelischen Abartigkeit zuzuordnen“. Die „sexuelle Neugier“ wird fast beiläufig erwähnt. Insgesamt wird eine „eher günstige Prognose“ gestellt. „... zumal er durchaus fähig ist, aus solchen Erfahrungen zu lernen.“ Eine Fehleinschätzung, die auch das Gericht nicht erkennt?

Frank Knöll sitzt weiter in Untersuchungshaft, weil gegen das Urteil Revision eingelegt wird. In dieser Zeit melden sich Rübenacher Bürger: Die einen plädieren dafür, den Jungen aus der Untersuchungshaft zu entlassen. Die anderen fordern eine Beschleunigung des Verfahrens. Ihre Argumente: Frank sei ein „liebenswürdiger und hilfsbereiter Junge“, vor allem älteren Menschen gegenüber. Der Pastor ist überzeugt, daß Frank bei seiner Tat unter „überstarkem psychischen Druck“ gestanden habe. Auf keinen Fall sei er jemand, „vor dem die Gesellschaft geschützt werden müsse“. Nachbarn, Lehrer und Kirchengemeinde und eine Bürgerinitiative sammeln hunderte Unterschriften. Öffentlich steht heute niemand mehr gern zu seiner Fürsprache.

Der Revision wird stattgegeben, das Strafmaß bleibt. In der JVA Wittlich macht Frank seinen Hauptschulabschluss, im Mai '87 wird er „bedingt“ entlassen - mehrere Verantwortliche haben eine „positive Sozialprognose“ gestellt. Dem Jungen wird ein Bewährungshelfer zugewiesen, der - so Weise - bei zahlreichen Hausbesuchen eine gute Entwicklung feststellt. Seine Aufgabe, das Selbstwertgefühl des Jungen zu steigern, scheint erreicht:

Der Junge beendet seine Lehre, besteht den Führerschein, kauft sich ein Auto, baut sich im Haus der Eltern eine eigene Wohnung aus, wird in die Freiwillige Feuerwehr aufgenommen. Der Bewährungshelfer berichtet von Fortschritten, kann aber eine neue Straffälligkeit nicht ausschließen.

Am 12. Juli 1989 hält Frank Knöll mit seinem Auto an einem Spielplatz in Mülheim-Kärlich. Er lockt zwei neunjährige Mädchen an und versucht, sie ins Auto zu drängen. Die Kinder wehren sich und laufen weg. Knöll baut wenig später einen Unfall und wird festgenommen. Er bestreitet die ihm zur Last gelegte Tat des sexuellen Missbrauchs. Der Richter verlängert seine Bewährungszeit bis Ende 1992 und ordnet gleichzeitig eine Sexual-Therapie in der Landesnervenklinik Andernach an. Die Kontaktaufnahme sei noch am Tag des Beschlusses erfolgt, sagt der Bewährungshelfer. Dies sei geschehen „im Wissen, um wen es sich handelt“, und, „dass etwas geschehen muss“. Trotzdem kommt es nicht zu der Sexual-Therapie.

Knöll soll bei Dr. Traxler angemeldet werden, dem einzigen Sexual-Therapeuten der LNK. Der Diplom-Psychologe arbeitet - so Leitender Oberstaatsanwalt Weise - jedoch nicht nach der Delegations-Methode, also nicht mit einem Arzt zusammen. Folge: Die Krankenkasse zahlt diese Behandlung nicht, Knöll selbst kann es nicht. Er erhält die Adressen von anderen Therapeuten. Diesmal stehen terminliche Probleme im Weg. Über seinen Hausarzt gelangt Frank Knöll schließlich zu einem Nervenarzt, der seine Aufgabe allerdings „nur“ - so Weise - in sozialer Integration sieht. Der Bewährungshelfer: „Ich hatte nie den Eindruck, dass er sich nicht zuständig fühlt.“

Im Juni vergangenen Jahres bricht Frank Knöll die Therapie ab. Der Nervenarzt sagt, er habe den Bewährungshelfer darüber unterrichtet. Der

räumt ein, mehrfach von Arzt und Praxis auf nicht eingehaltene Termine hingewiesen worden zu sein. Knöll sei deshalb von ihm eindringlich ermahnt worden. Im März '91 sei der letzte Anruf des Arztes erfolgt - Schlussfolgerung für den Bewährungshelfer: Es gibt keine Probleme mehr mit seinem Probanden. Zumal der auf entsprechende Fragen immer wieder antwortet, die Gespräche mit dem Arzt brächten ihn gut weiter.

Frank Knöll hält den Kontakt zu seinem Bewährungshelfer nur unregelmäßig, wird auf die Folgen hingewiesen. Der Bewährungshelfer gibt dem Jungen sogar seine Privatnummer, macht Hausbesuche an Samstagen. Frank habe sich mal gesprächsbereit gezeigt, sei aber oft auf Distanz gegangen. Das Thema Sexualität habe er entweder abgeblockt oder albern quittiert. Noch einen Tag vor seiner Festnahme nimmt Knöll telefonisch Kontakt mit seinem Bewährungshelfer auf, ein intensives Gespräch scheitert an anderen Terminen.

Gerade Frank Knöll gegenüber habe sich der Bewährungshelfer „korrekt, engagiert und verantwortungsbewusst“ verhalten, sagt Günter Stendebach, Sprecher der Landesarbeitsgemeinschaft der Bewährungshelfer. Für das öffentliche Anzweifeln von Minister Caesar habe man deshalb kein Verständnis. Gefordert wird eine sachliche Diskussion ohne „offene und versteckte Schuldzuweisungen“.

Das Problem der Überlastung von Bewährungshelfern werde seit Jahren diskutiert, zumal Rheinland-Pfalz mit 77 Probanden pro Bewährungshelfer (im konkreten Fall 49 bei einer Halbtagsstelle) das Schlusslicht im Bundesgebiet sei. Aber, macht Stendebach deutlich, dieser Missstand dürfe nicht als Ursache im Fall Knöll angeführt werden: „Selbst bei optimalen Bedingungen bleibt ein Restrisiko.“ Zur Zeit stehen im Bereich des Landgerichts Koblenz rund 80 Sexual-Straftäter in der Obhut von Bewährungshelfern.

Die Frage, ob eine Sexual-Therapie dem jungen Mann hätte helfen können,

ob gar der Mord an Shari hätte vermieden werden können - niemand weiß die Antwort. Auch der Diplom-Psychologe Dr. Siegfried Traxler in der LNK nicht. Fest steht für ihn nur: „Es gibt gefährliche Menschen mit sexuellem Fehlverhalten. Die meisten Betroffenen sind es jedoch nicht.“

Fast immer könne von „Störungen in der frühen Kindheit“ ausgegangen werden. Die Erziehung sei meist prude, die Angst vor sozialer Ächtung groß.

Die betroffenen Menschen lassen sich nach Traxler in vier Gruppen aufteilen. Die beiden ersten (die „Bejahenden“ - wie Homosexuelle - sowie jene, bei denen „die Abweichung im Kopf klar ist“) seien strafrechtlich kein Problem. Anders stuft Traxler die „Abwehr-Gruppe“ und die „Verleugner“ (extreme Form der Abwehr) ein: „Hier kann es zu Straftaten kommen.“ Bei der Suche nach einem „Opfer“ gebe es sogenannte „Schlüsselreize“: Der Mann fährt an einen Platz, wo er attraktive Frauen sieht - ein Schwesternheim zum Beispiel. Allerdings, sagt der Diplom-Psychologe, sei ein Mord selten beabsichtigt und meist - unter Androhung der Öffentlichkeit - eine Verdeckungstat nach dem Motto: „Wegmachen“.

Eine nicht unbedeutende Rolle räumt Dr. Traxler der Pornographie - speziell mit Kindern - ein. „Beim Anblick der vorgelegten Pornos hat mir oft ge graust“, sagt er und wünscht sich „eine härtere Gangart gegen die Produzenten“. Weiterer Appell: „Der Sexualität muss in der Medizin ein höherer Stellenwert eingeräumt werden.“ Traxler sieht einen „klaren Mangel“ an Fachleuten in Kliniken, bei der Justiz und in Vollzugsanstalten. „Bewährungshelfer bleiben oft im Regen stehen.“ Nicht zuletzt: „Sexuelle Störungen sind als Krankheit anerkannt, deswegen darf eine Therapie nicht an den Kosten scheitern.“ Für eine Sitzung sieht die Gebührenordnung rund 110 Mark vor.

Was den Erfolg einer solchen Therapie betrifft, vertreten Sexual-Therapeuten unterschiedliche Auffassungen. Traxler sieht bei mehr als 50 Fällen, „dass

Der Mord an Shari: Skandal oder Restrisiko? Menschliches Versagen oder gesetzliche Lücken? Zu wenig Härte oder zu viel Liberalität bei der Justiz? Schwerste Schuld hat der Täter auf sich geladen.

Die Suche nach weiteren Schuldigen wird zur Suche nach Ursachen. Ist es das Elternhaus, die Schule, sind es die Nachbarn? Hätte der Gutachter schon 1985 eine Therapie empfohlen, hätte der Richter ein Versäumnis in dieser Hinsicht bemerkt... Warum spielte die sexuelle Auffälligkeit in diesem ersten Prozess fast keine Rolle?

Was aber nutzen Auflagen für die Bewährung - Therapie-Zwang -, wenn zwar die Begutachtung des Angeklagten bezahlt, seine Krankheit erkannt, die Kostenfrage der Behandlung aber nicht sofort im Verfahren geklärt wird. Knöll konnte nicht zahlen, ein anderer ergriff keine Initiative. Tödliche Ignoranz? Und was nutzen Auflagen, wenn sie unkontrolliert bleiben – aus welchen Gründen auch immer.

Die Tat des Täters ist - so brutal es klingen mag - auch die konsequente Fortsetzung dessen, was unsere Gesellschaft produziert, duldet und nur halbherzig verfolgt: Pornographie nicht nur mit Jugendlichen, sondern auch mit Kindern. Solange diese Gewalt als Lösung von Problemen gesät wird, darf man sich über die Ernte nicht wundern.

Bei allem Wenn und Aber - ein Restrisiko bleibt. Die Gesellschaft muss sich fragen, ob sie es will. Wenn ja, muss sie es tragen. Aber sie muss darauf vertrauen können, dass alles getan wird, um das Risiko so gering wie nur irgend möglich zu halten. Geschah das? Auf viele Fragen wird es keine Antwort geben.

Nur Madeline hat ihre inzwischen gefunden: „Shari tot.“



2002 - 10 Jahre nach dem Mord Rhein-Zeitung vom 1.Juni 2002

Ich lebe nicht mehr

Jedes Verbrechen an einem Kind schreckt uns auf. Doch der Mord an der sechsjährigen Shari aus Weißenthurm blieb in Rheinland- Pfalz und darüber hinaus als eines der brutalsten Sexualvergehen in Erinnerung. Zehn Jahre sind seither vergangen - ein Rückblick von GABI NOVAK-OSTER.

An einem nebligen Morgen erschrickt Irina Weber, als sie hinüber zum anderen Rheinufer schaut: Sie haben ihn abgerissen! „Ich war wütend und panisch. Wie können sie den roten Turm abreißen?“ Jenen Turm am Kernkraftwerk Mülheim-Kärlich, der für die 38-Jährige zu einem Mahnmal geworden ist. Hier war am 11. Juni 1992 Tochter Shari gefunden worden. Ermordet. „Gehen Sie zu dem roten Turm“, hatte ein anonymes Anrufer der Polizei den entscheidenden Hinweis gegeben, gleich drei Mal. Es war der Täter selbst, der damals 23-jährige Frank Knöll. Irina Weber hat den Turm von ihrem heutigen Wohnort im Blick, klein nur und aus der Ferne, aber ihre Augen sind regelrecht auf ihn fixiert. Als der Nebel sich an diesem Morgen verzogen hat, ist der Turm wieder da.

Die Gedanken gehören noch immer Shari. Morgens beim Aufstehen, abends beim Einschlafen. „Vom Zeitgefühl glaube ich, dass ihr Tod vier, fünf Jahre zurückliegt. Aber zehn?“ Irina Weber schüttelt den Kopf. „Die Zeit ist stehen geblieben.“ Sie hat Liebeskummer und Sehnsucht. „Ich spüre Shari innerlich, aber ich kann sie nicht berühren.“ Manchmal nimmt Irina Weber eines der unzähligen Fotos ihrer Tochter in die Hand. „Da wird es plötzlich glühend heiß. Das Bild wird lebendig.“ Für Momente. Dann wieder empfindet die Mutter Wehmut, Ohnmacht und Wut. „Die Gefühle ändern sich nicht. Und sie lösen sich nicht auf, das macht mich manchmal richtig wütend. Ich bin in der Welt Shari gefangen.“ Ein Leben mit Shari. Aber was heißt Leben? „Ich lebe nicht mehr, ich existiere.“

Irina Weber redet viel vom Damals, sie tut es seit zehn Jahren. „Ich weiß, dass ich andere damit belästige.“ Ihr aber wird eine Last genommen. Und: „Es ist das Einzige, was ich für Shari noch tun kann. Deshalb will ich nicht schweigen.“

Noch immer hängt Sharis großes Baby-Foto an der Wand; in dem kleinen Zimmer wohnt Madeline, die zwölfjährige Tochter. „Shari und Madeline ähneln sich, sie könnten Zwillinge sein. Aber da fehlt was.“ Shari. Wie würde sie heute aussehen? 16 wäre sie. Lebensfroh? Vielleicht verliebt? Oft hat die Mutter darüber nachgedacht. Es bleibt nur die vage Vorstellung über Madeline.

Auch für die zweite Tochter und Sohn Fabrice, der bei Sharis Tod zwei Monate alt war, ist vieles anders geworden. „Alles hat sich verschoben, die Rollen haben sich verändert. Madeline war plötzlich die Älteste, sie hat einen Teil ihrer Kindheit verloren.“ Irina Weber stockt. „Es tut mir weh, dass die Kinder unter meinem Trauma, unter meinem Verhalten, unter meinen Depressionen leiden. Auch die Kinder sind Opfer. Jetzt nach zehn Jahren merke ich, dass sie ganz schön was abgekriegt haben.“ Plötzlich muss die Mutter lachen. „Madeline kennt mich genau. ‚Denkst du wieder an Shari?‘, fragt sie manchmal, wenn wir beim Essen zusammensitzen - und hat natürlich Recht.“

In den Träumen der Mutter taucht Shari nicht auf. „Zwei Mal habe ich von ihr geträumt, gleich nach ihrem Tod. Shari saß im Gefängnis und war angeklagt, ihren eigenen Mörder umgebracht zu haben. Sie saß auf einem Höckerchen, sah mich an und lachte: ‚Mama, sei doch nicht traurig, ich bin froh, dass ich ihn umgebracht habe.‘ Zwei Mal diesen Traum.“ Stille. „Und dann habe ich, bis heute, nie wieder von Shari geträumt. Ganz schlimm, ich sehne mich so sehr danach.“

„Stattdessen neue Fragen: ‚Wieso erinnere ich mich nicht? Liebe ich Shari nicht genug?‘“ Der anerkannte Psychotherapeut Hartmut Jatzko aus

gefunden. „Die Eltern sind die einzigen Personen, die mir mitteilen könnten, wie sich ihr Sohn zu dem Geschehen äußert. Nur die Eltern können mir sagen, was ihr Sohn im Nachhinein empfindet. Ob er Reue zeigt. Ob er sich über mich Gedanken macht.“ Die gerade noch aufgebrachte Stimme von Irina Weber ist plötzlich ungewohnt ruhig. „Es geht nicht darum, den Eltern Schuld zu geben, das steht mir nicht zu. Keine Mutter erzieht ihren Sohn zum Mörder. Natürlich beschäftige ich mich auch mit dem Leid dieser Eltern.“ Pause. „Manchmal frage ich mich, ob die Eltern Angst vor mir haben. Ob sie mich verurteilen, weil ich ihn angreife und manchmal auch hasse? Natürlich beschäftigt mich das. Warum hat er in den zehn Jahren nicht ein Mal zum Ausdruck gebracht, dass es ihm Leid tut?“ Den Namen Frank Knöll spricht Irina Weber nicht aus. „Er“ sagt sie. „Wahrscheinlich fühlt er sich als Opfer.“ Könnte die Mutter dem Täter irgendwann verzeihen? „Nein“, sagt sie spontan und leise. „Verzeihen geht nicht, so lange er nicht wirklich bereut und das durch Taten zeigt. Aber ich fühle keine Sühne.“

Ihre „größte Wut“, sagt die 38-Jährige, richtet sich aber gegen den Richter, der Frank Knöll 1989 nach einem zweiten Sexualdelikt nicht ins Gefängnis zurückgeschickt hatte, sondern die laufende Bewährungszeit verlängerte - bis zum 30. Dezember 1992. Shari starb ein halbes Jahr davor. Zu „lasch“ sei „er“ von der Justiz bei den vorherigen Verfahren behandelt worden. Nach zehn Jahren sitzt der Schmerz darüber tief.

Weh tut noch heute der Kampf ums Recht. Fünf Jahre nach der Tat erfuhr die Mutter „zufällig“, dass ihr eine Opferentschädigung zustehe. „Bei einem solch öffentlichen Verbrechen hätten die Verantwortlichen mich doch ansprechen müssen.“ Die Folge: Entschädigt wird Irina Weber erst vom Zeitpunkt der Antragstellung 1997 an - die fünf Jahre zuvor, die fünf Jahre nach dem Tod der Tochter, ist sie amtlich kein Opfer. Und wo kein Opfer, da auch keine Entschädigung.

gefunden. "Die Eltern sind die einzigen Personen, die mir mitteilen könnten, wie sich ihr Sohn zu dem Geschehen äußert. Nur die Eltern können mir sagen, was ihr Sohn im Nachhinein empfindet. Ob er Reue zeigt. Ob er sich über mich Gedanken macht." Die gerade noch aufgebrachte Stimme von Irina Weber ist plötzlich ungewohnt ruhig. "Es geht nicht darum, den Eltern Schuld zu geben, das steht mir nicht zu. Keine Mutter erzieht ihren Sohn zum Mörder. Natürlich beschäftige ich mich auch mit dem Leid dieser Eltern." Pause.

"Manchmal frage ich mich, ob die Eltern Angst vor mir haben. Ob sie mich verurteilen, weil ich ihn angreife und manchmal auch hasse? Natürlich beschäftigt mich das. Warum hat er in den zehn Jahren nicht ein Mal zum Ausdruck gebracht, dass es ihm Leid tut?" Den Namen Frank Knöll spricht Irina Weber nicht aus. "Er" sagt sie. "Wahrscheinlich fühlt er sich als Opfer."

Könnte die Mutter dem Täter irgendwann verzeihen? "Nein", sagt sie spontan und leise. "Verzeihen geht nicht, so lange er nicht wirklich bereut und das durch Taten zeigt. Aber ich fühle keine Sühne."

Ihre "größte Wut", sagt die 38-Jährige, richtet sich aber gegen den Richter, der Frank Knöll 1989 nach einem zweiten Sexualdelikt nicht ins Gefängnis zurückgeschickt hatte, sondern die laufende Bewährungszeit verlängerte - bis zum 30. Dezember 1992. Shari starb ein halbes Jahr davor. Zu "lasch" sei "er" von der Justiz bei den vorherigen Verfahren behandelt worden. Nach zehn Jahren sitzt der Schmerz darüber tief.

Weh tut noch heute der Kampf ums Recht. Fünf Jahre nach der Tat erfuhr die Mutter "zufällig", dass ihr eine Opferentschädigung zustehe. "Bei einem solch öffentlichen Verbrechen hätten die Verantwortlichen mich doch ansprechen müssen." Die Folge: Entschädigt wird Irina Weber erst vom Zeitpunkt der Antragstellung 1997 an - die fünf Jahre zuvor, die fünf Jahre nach dem Tod der Tochter, ist sie amtlich kein Opfer. Und wo kein Opfer, da auch keine Entschädigung.

Hat sie sich verändert? „Ich bin frech!“ Da lacht Irina Weber. Es folgt eine nachdenkliche Suche nach dem Befinden. „Hart. Unbequem und nicht gerade sympathisch. Provozierend. Zweifelnd.“ Sie sieht gut aus. „Wie es drinnen ist, ahnt niemand“, sagt sie und klopft auf die Brust. Die Wohnung ist gemütlich eingerichtet und blitzblank sauber. „Krankhafter Zwang. Ich zerstöre mich mit Arbeit. Ich muss, muss, muss.“ Ruhe findet die 38-Jährige nur selten. Mehr als damals spürt sie eine Unruhe im Bauch. „Ich hätte Shari nicht alleine gehen lassen dürfen.“

Seit dem Tod der Tochter versetzt jedes Verbrechen an einem Kind einen tiefen Stich. „Es brennt. Ich leide mit und weine mit. Ich bin den ganzen Tag kaputt, wenn ich so was höre.“ Die Mutter hat zu gleich Betroffenen Kontakt gesucht, andere zu ihr. „Jeder von uns fühlt sich verstanden mit seinen Gefühlen. Wir merken: Keiner von uns ist durchgeknallt. Alles, was wir tun und sagen, ist ganz normal.“

Irina Weber freut sich heute an Kleinigkeiten - an der Sonne, dem Vogelgezwitscher, am herrlich grünen Wald. Sehnsüchte sind geblieben. Die Sehnsucht, genießen und entspannen zu können. „Ich möchte wieder leben.“ Keiner kann vergessen. Das Verbrechen an der sechsjährigen Shari machte die Öffentlichkeit wütend und ängstlich. Die Suche nach dem Täter, der Rückblick auf mögliche Versäumnisse, die Verhandlung vor dem Koblenzer Schwurgericht - es waren emotionale und von kritischen Diskussionen begleitete Monate.

Der Mord an Shari Weber - für die polizeilichen Ermittler mehr als ein Routine-Delikt. „Wenn ein Kleinkind nur vermisst wird, tönen bereits die Alarmglocken“, sagt Kriminaldirektor Dieter Hilken vom Polizeipräsidium Koblenz. Er leitete die Sonderkommission „Shari“ und weiß zehn Jahre später: „Das Geschehen holt einen immer wieder ein.“

Einen Tag nach Sharis Verschwinden hatte sich ein anonymes Anrufer drei Mal gemeldet und die Polizei zum roten Turm nahe dem Kernkraftwerk Mülheim-Kärlich geschickt. Sharis Fundort. Dieter Hilken erinnert sich an einen Gedanken während der Fahrt: „Wie kommt sie dahin?“ Was er und die Kollegen dann sahen, möchte er nicht mehr beschreiben. Es war grausam - selbst für einen erfahrenen Ermittler wie Hilken. Es sei besser, im Dienst keine Emotionen zu offenbaren, sagt er, schon gar nicht dürfe das gegenüber Tatverdächtigen sein. „Aber wir haben natürlich auch unsere Empfindungswelten.“ Und gesteht: „Ja, ich habe Gefühle gezeigt, diese Freiheit habe ich mir genommen.“ Als Shari gefunden wurde, habe er Ohnmacht und Wut empfunden, „für ein Weiterdenken war in diesem Augenblick kein Raum“.

Niemand in der Soko musste motiviert werden, nach dem Täter zu suchen. Zehn Tage lagen zwischen dem Verschwinden Sharis und dem Geständnis des Mannes, der sie missbraucht und getötet hatte. Die Polizei ging 3000 Spuren nach, „spulte das System ab“, verteilte Flugblätter, erlebte Höhen und Tiefen. Sie nahm von mehr als 20 „Zeugen“ Fingerabdrücke und Stimmproben. Ein Hinweis aus der Bevölkerung führte schließlich zu Frank Knöll. „Wir haben aufgeatmet“, sagt Dieter Hilken.

Kriminaloberkommissar Michael Lock hat bis heute nicht vergessen, wie schwer es für ihn und andere war, das Geschehen zu verarbeiten. „Da sind bei manchem Tränen gelaufen.“ Es habe gut getan, mit den Kollegen zu reden und zu wissen: „Ich stehe mit den Problemen nicht alleine da.“ Er selbst habe zu Hause erst einmal seine beiden Kinder in die Arme genommen und gedrückt, erinnert sich Lock.

Der Mord an Shari Weber - er wird für den Bewährungshelfer von Frank Knöll zu einer persönlichen Geschichte. Zurückblicken will der heute 55-Jährige anonym.

Wie konnte es geschehen, dass Knöll die vom Gericht auferlegte Therapie nicht einhielt? Die Antwort war für manch einen schnell gefunden: Der Bewährungshelfer hatte nicht ausreichend kontrolliert. Wie denn bei einer Halbtagsstelle und 49 Probanden? Der Tod von Shari deckte diesen Misstand auf und setzte Diskussionen in Gang. An den Zahlen hat sich nicht viel geändert: Im Schnitt kommen in Rheinland- Pfalz auf einen Bewährungshelfer 92 Probanden. Die „Helfer“ sind also weiterhin nicht mehr als Kontrolleure.

Aus Überzeugung war er Bewährungshelfer geworden - „Menschen unterstützen, egal, in welcher Situation sie sind“. Auch einen wie Frank Knöll, obwohl Sexualstraftäter wegen der hohen Rückfallquote nicht „beliebt“ waren - zwei Mörder gegen einen Sexualstraftäter, hieß es unter Bewährungshelfern.

Fakt war: Frank Knöll brach seine Therapie ab. Ob er Shari nicht getötet hätte, wenn die Auflagen erfüllt worden wären? „Natürlich habe ich mir oft diese Frage gestellt“, sagt sein Bewährungshelfer. Die Antwort fand er nicht. „Aber ich wusste, dass Fragen an mich kommen würden.“ Vor allem von den Vorgesetzten. Die Frage nach der Überbelastung von Bewährungshelfern stellte niemand.

Das vom Justiz-Ministerium eingeleitete Ermittlungsverfahren gegen Knölls Bewährungshelfer wurde später eingestellt. Der Vorgesetzte mahnte den Sozialarbeiter ab. Der klagte dagegen. Vergeblich. Da kündigte er, und sagt heute: „Es war eine Erlösung.“ Der Bewährungshelfer hatte die Konsequenzen nicht nur wegen der persönlichen Betroffenheit gezogen. Viel mehr hatte ihn berührt, dass eine Kollegin ihren Beruf aufgeben und in psychologische Behandlung musste. Und dass ein Kollege, der ihm Frank Knöll als Probanden anvertraut hatte, nur kurz nach den Ereignissen einem Herzinfarkt erlag.

Der Mord an Shari Weber - da waren schnell Rufe nach der Todesstrafe laut geworden. Wut und Angst machten Laien zu Richtern, und ihr Strafmaß beugte das Gesetz über menschliches Leben hinweg.

Für das Koblenzer Schwurgericht war es kein üblicher Prozess. „Vom Rechtlichen gar nicht so schwierig“, erinnert sich der Vorsitzende Richter Rudolf Nattermann. Der Täter war weitgehend geständig, und wo er es nicht war, gab es eindeutige Beweise. Dennoch: Jede Wortwahl, jede Formulierung musste wohl überlegt sein. „Von mir wurde große Sensibilität verlangt. Ich wusste: Die Opfer sitzen im Raum, Mutter und Vater. Da darf ich nichts sagen, was von ihnen falsch aufgefasst werden könnte. Sie durften sich nicht verletzt fühlen.“

Andererseits blieb Rudolf Nattermann seinen Prinzipien treu: „Auch der Täter ist ein Mensch.“ Außenstehende konnten das nicht immer nachvollziehen, es gab Morddrohungen gegen Frank Knöll, und der Vorsitzende Richter ermahnte öffentlich: „Man kann keine Barberei mit einer anderen vergelten.“ Nattermann hielt sich - wie in unzähligen Prozessen zuvor - an seine innere Richtschnur: „Ich habe mich in die Lage versetzt: Wie würdest du empfinden, wenn es dir passiert wäre?“ Wie als Täter, der für seine folgenschwere Veranlagung nichts kann? Wie als Opfer: Shari, die sterben musste; die Eltern, die ihre Tochter verloren.

Das Schlimmste war für Rudolf Nattermann, heute 72, die grausamen Fakten wiederholen zu müssen - bei der Vorbereitung der Anklage, bei der Schilderung der polizeilichen Vernehmung, beim Aktenstudium, bei der Vernehmung des Angeklagten, in der Urteilsbegründung. „Das zermürbt einen.“ Doch seine Gefühle als Mensch durfte er der Öffentlichkeit nicht zeigen.

Lebenslange Haft, so lautete das Urteil. Rudolf Nattermann vermied es, noch einmal alle Einzelheiten der Tat zum Ausdruck zu bringen. Ein Satz aber

sagte alles: „Hier sitzt ein Mensch, der all das getan hat, was uns, wenn wir nur daran denken, die Kehle abdrückt und die Tränen in die Augen treibt.“ Da hatte er nicht nur als Vorsitzender Richter, sondern auch als fünffacher Vater gesprochen.

Die Chronik des Verbrechens

10. Juni 1992: Shari verlässt mittags den Kindergarten in der Kirchstraße in Weißenthurm und macht sich auf den Heimweg. Nach 12.30 Uhr wird sie vermisst. Ihre Mutter Irina Weber schaltet die Polizei ein.

11. Juni 1992: Polizei und Feuerwehr suchen nach Shari, setzen Hunde ein, durchkämmen das Gelände. Die Polizei schließt ein Verbrechen nicht aus. Gegen 21 Uhr meldet sich ein anonymen Anrufer drei Mal bei der Polizei in Kruft und nennt den Platz, an dem das Mädchen liegt: „... an dem Kernkraftwerk, in der Nähe von dem roten Turm.“ Dort wird Shari eine halbe Stunde später gefunden. Ermordet.

12. Juni 1992: Die Suche nach dem Mörder läuft auf Hochtouren. Der Sonderkommission „Shari“ beim Polizeipräsidium Koblenz gehören bis zu 50 Personen an. Das Tonband mit der anonymen Stimme kann im nördlichen Rheinland-Pfalz kostenlos abgehört werden. Die Analyse hat ergeben, dass es sich um einen jungen Mann aus dem Raum Koblenz handeln muss. Die Staatsanwaltschaft setzt eine Belohnung von 5000 Mark aus.

13. Juni 1992: Zehntausende Bürger hören das Band mit der Stimme des mutmaßlichen Mörders ab. Bei der Polizei gehen zahlreiche Hinweise ein. Die heiße Spur bleibt aus.

17. Juni 1992: Der entscheidende Hinweis auf den mutmaßlichen Täter Frank Knöll aus Rübenach. Die Polizei recherchiert, stößt auf das Vorleben des Tischlers: Er war 1985 wegen sexuellen Missbrauchs einer Minderjährigen zu einer dreieinhalbjährigen Jugendstrafe verurteilt worden. Ein Teil der Strafe wurde zur Bewährung ausgesetzt. Die Bewährungszeit wurde verlängert, nachdem Knöll 1989 versucht hatte, zwei Mädchen in sein Auto zu locken. Außerdem sollte er sich einer Sexualtherapie unterziehen.

19. Juni 1992: Frank Knöll wird festgenommen. Er gesteht, Shari missbraucht und getötet zu haben. Das Vorleben Knölls wird über Monate hinweg zum Politikum.

3. Dezember 1992: Prozessbeginn vor dem Koblenzer Landgericht. Sharis Eltern treten als Nebenkläger auf. Das Interesse der Öffentlichkeit ist enorm.

16. Dezember 1992: Das Gericht hält den Angeklagten für voll verantwortlich für den Mord an Shari. Frank Knöll muss lebenslang in Haft.



25 Jahre nach dem Mord Rhein-Zeitung vom 27. Mai 2017

Die Zeit heilt keine Wunden

Juni 1992. Die Ermordung der sechsjährigen Shari aus Weißenbühl schockiert die Bevölkerung weit über den Ort des schrecklichen Geschehens hinaus. Auch 25 Jahre später ist die Tat unvergessen. Der Name Shari steht für ein brutales Verbrechen, für Kritik an richterlichen Entscheidungen vor und für zweifelhafte Schuldzuweisungen nach der Tat. Vor allem aber zerstörte Sharis Mörder das Glück ihrer Familie. Ein Blick zurück auf Fakten und Emotionen.

Sie hat noch immer viel zu erzählen, scheut jedoch zunehmend die Öffentlichkeit. Fürchtet, dass ihre Worte falsch gedeutet werden. „Die Bevölkerung hat Anteil genommen, aber richtig verstanden hat mich kaum jemand.“ Wer auch, außer gleichsam Betroffene, kann nachvollziehen, wie es der Mutter eines ermordeten Kindes ergeht, was sie durchmacht, was sie fühlt, wie sie leidet? Irina Weber quält sich seit 25 Jahren durchs Leben. Seit der Stunde, als sie von der Ermordung ihrer sechsjährigen Tochter Shari erfuhr.

Nach unserem ersten Gespräch in diesem Frühjahr ist Irina Weber aufgewühlt. „Es arbeitet in mir.“ Die 53-Jährige kennt das. „Ich habe Shari immer im Kopf. Jeden Tag.“ Und auch die vielen Fragen, die ohne Antwort bleiben. Oft fehlt die Kraft, den Alltag zu bewältigen. Ein Rollstuhl steht bereit, um bei unerträglichen Rückenschmerzen zu helfen.

Das Leiden begann ein Jahr nach Sharis Tod. „Der Schmerz kommt aus der Psyche“, hat Irina Weber erfahren und kann nicht widersprechen. „Das Leben wird zum Marathon.“ Immer wieder, sagt sie, hat sie was reingekriegt. Aber deswegen aufgeben? Nein. Die Mutter weiß: „Shari würde kämpfen.“

Irina Weber kämpft seit 25 Jahren. Um Sharis Würde vor allem, betont sie. Gegen ein Verbrechen, das mit einer Vergewaltigung und unbeschreiblichen Qualen beginnt und mit einem brutalen Mord endet. Kämpfen muss sie auch gegen die „furchtbare Einsamkeit“ und nicht zuletzt um eine finanzielle Entschädigung. „Ich musste immer wieder durch alle Instanzen, musste klagen, fühlte mich gedemütigt.“ Das klingt verbittert. Weh tut nicht zuletzt der Vorwurf, sie schlage durch öffentliche Auftritte Kapital aus Sharis Tod. Kraft geben bis heute Sharis Geschwister. Ihr Bruder Fabrice, zur Zeit der Tat fünf Monate alt. „Mit ihm war Shari seelenverwandt, feinfühlig und sensibel.“ Schwester Madeline ist heute Sozialpädagogin und hat eine Familie. „Sie und Shari waren sich zum Verwechseln ähnlich.“ Die Mutter zeigt ein aktuelles Foto von Madeline, eine bildhübsche Frau. „So wie ihre Schwester würde Shari heute wohl aussehen.“ Das tröstet und schmerzt gleichermaßen. „Wo sind die 25 Jahre?“, fragt die Mutter und findet wieder einmal keine Antwort. Oftmals zitiert sie Stellen aus der Bibel, klammert sich an die Verse. Es ist spürbar, dass ihr der Glaube hilft.

Der Schock über Sharis Tod aber mag nicht weichen. Die Mutter ist sicher: „Er wird bleiben, mein Leben lang.“ Es tut ihr gut, sich mit Eltern auszutauschen, die ein ähnliches Schicksal durchmachen. „Wenn ich mit ihnen spreche, merke ich: Dein Verhalten ist ganz normal.“ Das Hadern, das Weinen, das Trauern, das Grübeln. Die Wut.

Irina Weber hat sich verändert. Ihre Haare sind ergraut, ihre Gangart ist schwerfällig. In der Wohnung hängen Fotos ihrer Kinder, natürlich auch von Shari. „Beim Abstauben krieg ich jedes Mal Heulkrämpfe, dann bin ich fix und fertig.“ Pause. Die Mutter hat Erinnerungen an die ermordete Tochter in eine Kiste gepackt: ihre ersten Schuhe, ein Kleidchen, zwei Puppen. Acht Zöpfe stecken in einem Briefumschlag. „Wenn ich sie in die Hand nehme, denke ich: schlimm.“ Pause. „Wie schlimm, das kann ich nicht ausdrücken.“

Wie oft sehnt sie sich danach, Shari lachen zu sehen. Sich mit ihr zu streiten und zu versöhnen, sie in den Arm zu nehmen. 25 Jahre – Irina Weber wiederholt die Zahl. „Das kann doch gar nicht sein.“ Ein Zeitgefühl hat sie nicht. Weiß nur: „Jeden Tag fällt der Name Shari. Jeden Tag.“ Ihre eigene Zeitrechnung – vor dem Mord und nach dem Mord. „Shari ist Kind geblieben, mein Kind.“ Die Tochter wäre heute 31 Jahre alt, „aber für mich bleibt sie immer die Kleine. Ich funktioniere eben als Mutter.“ Und genau deshalb quält Irina Weber oftmals die Frage: „Trage ich vielleicht eine Mitschuld?“ Sie erinnert sich an den Morgen des 10. Juni, als sich die Tochter mal wieder gedankenverloren auf den Weg aus der Hochhaussiedlung in den nahe gelegenen Kindergarten macht. „Warum habe ich sie allein gehen lassen?“ Sie weiß: Weil die Tochter es so wollte und es auch konnte. Doch die Fragen lassen die Mutter bis heute nicht zur Ruhe kommen. Und noch etwas geht ihr durch den Kopf: Momente, als sie selbst von den Ermittlern verhört wird. „Glaubten die, ich als Mutter hätte Shari etwas angetan?“ Polizeiroutine, die verletzt.

Irina Weber darf nicht alle Ermittlungsakten lesen und nur wenige Tatfotos ansehen. Sie soll geschützt werden, weiß aber um die Brutalität des Verbrechens, kann bis heute nicht begreifen: „Wie schafft es ein Mensch, mit dieser Schuld zu leben?“ Die Mutter belastet auch die Unsicherheit: „Was hat Shari wahrgenommen?“ Sie soll nach der Vergewaltigung ihrem Peiniger gedroht haben: „Das sag ich meiner Mama.“ Und gefleht haben: „Mama, hilf mir.“

Shari kommt nicht mehr nach Hause. „Wenn ein Kind ein, zwei Stunden verschwunden ist, gibt es immer noch Hoffnung, es zu finden“, sagt Hans-Dieter Hilken. Der damalige Kriminaloberrat beim Polizeipräsidium Koblenz weiß aber auch: „Je mehr Zeit vergeht, um so schwieriger ist es.“ Die Suche nach dem Mädchen wird von Hunden unterstützt, bleibt aber erfolglos.

Am 11. Juni gegen 21 Uhr gehen bei der Polizei in Kruft drei anonyme Anrufe mit Hinweis auf die Fundstelle von Shari ein. Sie soll am roten Turm nahe dem Kernkraftwerk Mülheim-Kärlich liegen. Hans-Dieter Hilken fährt mit raus, wie immer bei einem schweren Verbrechen. Doch was er an diesem Abend sieht, möchte er heute nicht mehr in Worte fassen. Seine Gefühle sind kurz beschrieben: „Wut und Ohnmacht.“ Die Sechsjährige wurde missbraucht, gequält, ermordet.

Das Opfer ist gefunden, Spuren sind gesichert. Jetzt sucht eine 50-köpfige Sonderkommission den Täter. „Alle waren hoch motiviert und engagiert.“ Das Band mit der anonymen Stimme läuft mehrmals am Tag im Radio, doch Hilken hört es noch intensiver an der Seite von Hermann Künzel, der die Abteilung Spracherkennung beim Bundeskriminalamt aufgebaut hat. Jetzt will der Experte sich ein Bild von Sharis mutmaßlichem Mörder machen. Im Kämmerlein, ungestört von allem, spielt er die Anrufe immer wieder ab, zerlegt regelrecht jeden Satz. „Seine Analyse ergab, dass es jemand aus der Region sein musste.“ Er wird richtig liegen.

Die Telefonaktion mit der Stimme des Täters bringt 3000 Anrufe, jeder einzelne muss überprüft werden. Von mehr als 20 Personen werden Fingerabdrücke und Stimmproben genommen – ohne Erfolg. Tage vergehen. Hans-Dieter Hilken hat in seiner mehr als 40-jährigen Berufslaufbahn brutale Dinge gesehen und erlebt, im Rückblick aber bleibt er sachlich: „Bei Kapitalverbrechen gibt es keinen Stellenwert, alle werden intensiv bearbeitet.“ Und doch setzt die Ermordung von Shari bei ihm neue Dimensionen: „Der Fall ist mir auch nach 25 Jahren in Erinnerung, weil er besonders schlimm war.“ Er ergänzt: „Die Bilder sind verblasst, aber die Stimme des Täters ist noch heute präsent.“ Und holt ihn immer wieder ein. Das Gesamtgeschehen beschreibt der 72-Jährige mit wenigen Worten: „Die Tat, die intensive Fahndung unter Einbindung der Bevölkerung, die

Festnahme, die Vorgeschichte des Täters, seine schnelle Verurteilung.“ Eine Zeitspanne zwischen dem 10. Juni und 16. Dezember 1992.

Die Realität ist brutaler, als Worte es ausdrücken können. „Bei allen Verbrechen nimmt man was mit nach Hause“, sagt Hans-Dieter Hilken. Diesmal ist das Päckchen besonders groß. Der damals 47-Jährige spricht mit seiner Frau – „aber nur über das, was sie wissen durfte“. Das hilft zumindest ein wenig.

Nach einem Hinweis aus der Bevölkerung wird K. am 17. Juni gefasst und ist geständig. Hans-Dieter Hilken erinnert sich: „Mit dem Zeitpunkt, als relativ sicher war, dass wir den Täter hatten, da habe ich eine Art von Erleichterung gespürt. In diesem Augenblick fällt einiges ab.“ In den nächsten Tagen wird der Fall mit den Kolleginnen und Kollegen aufgearbeitet. Hilken weiß um die Belastung für das gesamte Team: „Die Anspannung war groß, wir haben alles gegeben. Ja, da bin ich zufrieden nach Hause gegangen.“ Zufrieden, was immer das in einer solchen Situation heißen kann.

Kontakt zu K. hatte Hilken nicht. Seine Gefühle beschreibt er so: „Es war Wut.“ Umgehend folgt der Nachsatz: „Aber es musste eine kontrollierte Angelegenheit sein, alles andere wäre gefährlich gewesen.“ Entscheidend: „Der Täter hat seine Strafe bekommen und konnte nach seiner Verurteilung nichts mehr anrichten.“

Es gibt „zehn bis zwölf Verfahren“, die für den Generalstaatsanwalt a.D. Norbert Weise „dauerhaft präsent“ sind und vermutlich immer bleiben werden. An vorderster Stelle stehen zwei fast zeitgleiche Verbrechen an Kindern – die Ermordung von Shari in Weißenthurm und eines kleinen Mädchens aus dem Westerwald, das in einem Koffer gefunden wurde. „Schrecklich“, sagt Weise mit leiser Stimme und schüttelt den Kopf. Ein Wort genügt, um seine Erinnerung an die unfassbaren Geschehen noch näher zu bringen als gewohnt, um Details wach zu rufen und auch das eigene Handeln.

Am 11. Juni gegen 21 Uhr gehen bei der Polizei in Kruft drei anonyme Anrufe mit Hinweis auf die Fundstelle von Shari ein. Sie soll am roten Turm nahe dem Kernkraftwerk Mülheim-Kärlich liegen. Hans-Dieter Hilken fährt mit raus, wie immer bei einem schweren Verbrechen. Doch was er an diesem Abend sieht, möchte er heute nicht mehr in Worte fassen. Seine Gefühle sind kurz beschrieben: „Wut und Ohnmacht.“ Die Sechsjährige wurde missbraucht, gequält, ermordet.

Das Opfer ist gefunden, Spuren sind gesichert. Jetzt sucht eine 50-köpfige Sonderkommission den Täter. „Alle waren hoch motiviert und engagiert.“ Das Band mit der anonymen Stimme läuft mehrmals am Tag im Radio, doch Hilken hört es noch intensiver an der Seite von Hermann Künzel, der die Abteilung Spracherkennung beim Bundeskriminalamt aufgebaut hat. Jetzt will der Experte sich ein Bild von Sharis mutmaßlichem Mörder machen. Im Kämmerlein, ungestört von allem, spielt er die Anrufe immer wieder ab, zerlegt regelrecht jeden Satz. „Seine Analyse ergab, dass es jemand aus der Region sein musste.“ Er wird richtig liegen.

Die Telefonaktion mit der Stimme des Täters bringt 3000 Anrufe, jeder einzelne muss überprüft werden. Von mehr als 20 Personen werden Fingerabdrücke und Stimmproben genommen – ohne Erfolg. Tage vergehen. Hans-Dieter Hilken hat in seiner mehr als 40-jährigen Berufslaufbahn brutale Dinge gesehen und erlebt, im Rückblick aber bleibt er sachlich: „Bei Kapitalverbrechen gibt es keinen Stellenwert, alle werden intensiv bearbeitet.“ Und doch setzt die Ermordung von Shari bei ihm neue Dimensionen: „Der Fall ist mir auch nach 25 Jahren in Erinnerung, weil er besonders schlimm war.“ Er ergänzt: „Die Bilder sind verblasst, aber die Stimme des Täters ist noch heute präsent.“ Und holt ihn immer wieder ein. Das Gesamtgeschehen beschreibt der 72-Jährige mit wenigen Worten: „Die Tat, die intensive Fahndung unter Einbindung der Bevölkerung, die

würdest du entscheiden?“ Da kennt der 73-Jährige nur eine Antwort, die für ihn von je her galt: „Wir müssen uns um die Belange der Opfer kümmern. Die Angehörigen sollen erkennen: Die Gesellschaft ist solidarisch.“ Am 3. Dezember 1992 beginnt der Prozess vor dem Schwurgericht Koblenz. Der Vorsitzende Richter, heute 87 Jahre alt, erinnert sich, möchte sich aber nicht mehr äußern. „Es ist alles gesagt.“ Gemeint ist der Prozess: Die Tat geschildert, der Angeklagte vernommen, das Urteil gesprochen. Das geschieht am 16. Dezember 1992: lebenslänglich. 25 Jahre Haft aufgrund der Schwere der Schuld.

25 Jahre später befürchtet der Richter, dass mit dem Rückblick alte Wunden aufgerissen werden könnten. Wohl kaum, denn durch die Wunden geht bis heute ein tiefer Riss. Er scheint nicht viel kleiner geworden, und er wird bleiben. Bei der Familie vor allem, aber auch bei jenen Menschen, die sich aufgrund ihres Berufes mit dem Tod von Shari befassen mussten. Emotionen sind dem Vorsitzenden Richter nicht zu entlocken, da ist er noch immer ganz in Amt und Würde, mit festem Blick auf Recht und Gesetz. Er weiß natürlich um die Schwere der Tat und um das Leiden des Kindes und seiner Familie. „Aber der Täter wurde verurteilt, und er hat seine Strafe verbüßt.“ Was der Richter anfügt, mag vielen nicht gefallen, doch auch da geht er geradlinig weiter: „Der Täter hat Anspruch, resozialisiert zu werden. Ich wünsche, dass er es schafft, in die menschliche Gemeinschaft zurückzukehren.“ Diese Möglichkeit dürfe ihm nicht genommen werden. Irina Weber ist seit zehn Jahren wieder verheiratet, wohnt nicht mehr in Weißenthurm. In dunklen Stunden, und davon gibt es nach wie vor viele, findet sie Unterstützung, Verständnis und Hilfe bei ihrem Mann. Er hat die Veränderung seiner Frau miterlebt. „Ja, ich beiße inzwischen“, meint sie und lächelt. „Ich sage, was ich denke. Ich kann aber auch einstecken.“ Muss sie.

Sharis Grab hat die Mutter nach ihrem Umzug nur selten besucht. Um so mehr ist Irina Weber geschockt, als vor vier Jahren die Grabstätte nicht

mehr da ist. Die zuständige Verbandsgemeinde Weißenthurm hat sie nach Ende der 20-jährigen Ruhezeit und einer öffentlichen Bekanntmachung sowie einer Markierung am Grab räumen lassen. Nach der Friedhofssatzung rechens. Aber es sei unglücklich gelaufen, sagt Stadtbürgermeister Gerd Heim. Er macht sich deshalb dafür stark, eine Stele oder einen Gedenkstein mit neutraler Inschrift zu errichten – für Shari und für alle missbrauchten und ermordeten Kinder. Die Fraktionen im Stadtrat stimmen dem Vorschlag zu.

Vier Jahre sind seither vergangen. Das Vorhaben hat den Stadtbürgermeister nie ruhen lassen, sagt er. Ein Standort für die geplante Stele ist gefunden, Mittel stehen bereit. Im Bauausschuss stimmen vor einigen Tagen alle Fraktionen für eine Stele. In zwei Monaten, hofft Heim, wird sie stehen. Eine Inschrift soll an Kinder und Opfer von Gewaltverbrechen erinnern: „Nie vergessen.“

Gerd Heim handelt nicht nur als Verwaltungschef, die geplante Gedenkstätte ist ihm persönlich ein Anliegen. In der Kettiger Straße, also an Sharis Heimweg vom Kindergarten, ist seine Firma ansässig. „Die Kinder sind jeden Tag vorbeigegangen und bei unserem Hund stehen geblieben, auch Shari. Sie war ein liebes, aufgewecktes Mädchen“, erinnert er sich. Es sei schon schlimm gewesen, vom Verschwinden der Sechsjährigen zu hören. „Und als dann die Nachricht von ihrer Ermordung kam ...“ Die Errichtung einer Gedenkstätte hat Gerd Heim Sharis Mutter vor vier Jahren versprochen, dazu steht der Stadtbürgermeister von Weißenthurm. Für Irina Weber ist ein solches Zeichen wichtig – ein Gedenken an alle Kinder, denen Gewalt widerfuhr. So wie Shari. Vor 25 Jahren. Die Zeit heilt keine Wunden.

Das Restrisiko mindern

K. lebte „auf Bewährung“. Mit 15 Jahren hatte er wegen versuchtem Mord und sexuellem Missbrauch erstmals vor einem Richter gestanden. Das Urteil: dreieinhalb Jahre Jugendstrafe. Aufgrund guter Führung und einer positiven Sozialprognose wurde die Haft in der JVA Wittlich verkürzt und zur Bewährung ausgesetzt. Nach dem Vorwurf eines versuchten Sexualdelikts an zwei neunjährigen Mädchen verlängerte der Richter die Bewährungszeit bis Ende 1992. Damit verbundene Auflagen, unter anderem eine Sexualtherapie, hielt K. nicht ein.

Musste Shari deswegen am 10. Juni 1992 sterben? War jemand mitverantwortlich? Justizminister und Oberlandesgerichtspräsident machten den Schuldigen schnell aus und setzten ein Vorermittlungsverfahren gegen den Bewährungshelfer von K. in Gang. Zu einem Verfahren kam es allerdings nicht, der Bewährungshelfer wurde abgemahnt. Dagegen klagte er, vergeblich. Seine Konsequenz: Er kündigte.

Der heute 71-Jährige möchte anonym bleiben. Der grauhaarige Mann drückt sich vorsichtig aus, wirkt äußerlich ruhig und sachlich in seinem Rückblick, lässt jedoch eine innere Anspannung vermuten. Er lächelt hin und wieder zweideutig, wenn er auf seine Vorgesetzten zu sprechen kommt. Er klagt nicht an, aber er beschönigt auch nicht. Er ahnte damals, dass Fragen auf ihn zukommen, nur die nach der Belastung stellte keiner. „Hätten Sie überwacht ...“ wurde ihm vorgeworfen. Er empfand das als „unfair“. Dennoch hinterfragte er sein Verhalten: „Hätte ich dies oder das anders gemacht?“ Eine Antwort darauf gab es nicht. Nur eine Gegenfrage: Wie bei Voraussetzungen, unter denen weder Hilfe noch Kontrolle so sein konnten, wie sie hätten sein müssen?

Die Dienststelle Koblenz der Bewährungshilfe ist flächenmäßig die größte in Rheinland-Pfalz und liegt sogar auf Bundesebene weit vorn. Günter Stendebach (63), vor 25 Jahren Sprecher auf Landesebene und heute der Koblenzer Stelle, erinnert sich an sein Entsetzen über den Mord an Shari. Aber auch über seine Wut im Bauch, weil dem für K. zuständigen Bewährungshelfer vom Dienstvorgesetzten keine positive Grundhaltung entgegengebracht wurde. Der Kollege habe nichts falsch gemacht, „aber man wollte von vornherein einen Sündenbock haben. Es musste jemand gefunden werden, der Schuld hat.“

Die Zahl der Therapeuten für Sexualstraftäter hat sich seit 1992 verbessert, sagt Stendebach, außerdem das Angebot für deren Fortbildung. Und auch die Zusammenarbeit von Bewährungshilfe und Polizei ist auf einem sehr guten Weg. Nicht zuletzt: Mit 36 Frauen und Männern registriert die Dienststelle Koblenz heute einen „Rekordstand“ an Bewährungshelfern, gleichwohl: „Die Belastungszahlen sind nicht geringer geworden.“ Das sagt selbst ohne konkrete Zahlen alles. Günter Stendebach ist seit 1979 Bewährungshelfer, engagiert und reich an Erfahrung. Er weiß: „Wir können noch so gut ausgestattet sein, die Straftaten werden bleiben.“ Deshalb kann es bei allem Einsatz nur ein Ziel geben: „Wir müssen das Restrisiko mindern.“

Der Bewährungshelfer von K. war für 49 Probanden zuständig – bei einer Halbtagsstelle. Ein Kollege, der K. zuvor betreut hatte, verunglückte durch einen Herzinfarkt. „Im selben Jahr haben wir ihn beerdigt. Er machte sich noch Vorwürfe, K. an mich vermittelt zu haben.“ Straftäter wie K. sind schwierig. „Zwei Mörder gegen einen Sexualstraftäter, hieß es unter uns Bewährungshelfern.“ Soll sagen: Bei Mördern ist die Wiederholungsgefahr geringer ... Zu den Eltern von K. hatte der Bewährungshelfer einen guten Kontakt. Der Sohn gab sich weniger kooperativ, war schwierig, unzuverlässig, lax mit dem Einhalten der Auflagen, nahm Therapeuten-Termine nicht wahr. Und er

missbrauchte und ermordete Shari – ein halbes Jahr vor Ende der Bewährungszeit. „Ich war entsetzt“, erinnert sich sein Bewährungshelfer. Später las er die Akte. „Das war schon heftig.“ Er hält inne. Die Zeit vor 25 Jahren sitzt noch tief. Lebenslänglich.

Die Schwere der Schuld festgestellt

25 Jahre Freiheitsstrafe mindestens bedeutet das Urteil „lebenslänglich“, wenn der Richter eine besondere Schwere der Schuld feststellt, so bei K. nach dem Mord an Shari. Ein Sprecher des Justizministeriums bestätigt, dass der heute 48-Jährige noch in der Justizvollzugsanstalt Diez einsitzt. Da er 1992 verhaftet und verurteilt wurde, könnte sein „lebenslänglich“ dieses Jahr beendet sein. Ob K. einen Antrag auf Freilassung gestellt hat, darf das Ministerium in Hinblick auf das „schutzwürdige private Interesse des Verurteilten“ nicht mitteilen.

Die Rechtslage allgemein: Bei der Verurteilung zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe mit Feststellung der besonderen Schwere der Schuld kann der Verurteilte nach Ablauf der Mindestverbüßungszeit jederzeit einen Antrag auf Aussetzung des Strafrestes zur Bewährung stellen. Im Fall einer Ablehnung kann das Gericht eine Frist von höchstens zwei Jahren festsetzen, vor deren Ablauf ein erneuter Antrag unzulässig ist. Wenn die Vollstreckung des Restes einer lebenslangen Freiheitsstrafe vom Gericht zur Bewährung ausgesetzt wird, beträgt die Bewährungszeit fünf Jahre.

Eine Kontaktaufnahme unserer Zeitung zu K. scheitert. Josef Maldener, Leiter der JVA Diez, überbringt nur die Nachricht, dass K. „nicht einverstanden ist, wenn Auskünfte über ihn erteilt werden“.

Zwei kleine Zeitungsausschnitte und einige Seiten aus der Akte des Anwalts dokumentieren die Geschehnisse, die Mutter hat die Blätter des Grauens aufbewahrt. Das Grauen selbst trägt die Tochter.

Yvones Kindheit im Koblenzer Stadtteil Rübenach ist unbeschwert. Sie wächst als Einzelkind auf, die Eltern lassen ihr alle Freiheiten und verwöhnen die Tochter. Die liebt das Reiten und das Ballett, ist im Turnverein, mag in der Schule die Fächer Physik und Chemie. Tierärztin möchte sie einmal werden. Den späteren Täter, einen 15jährigen Jungen aus dem Stadtteil, kennt Yvonne nur vom Namen und vom Sehen, weiß, wo er wohnt. Zu ihrer Clique gehört er nicht. Weil er schwergewichtig ist, wird K. von einigen Kindern gehänselt. „Deutsche Panzer rollen“, wird ihm manchmal nachgerufen. Yvonne tut das nicht.

Am 30. Oktober hat der Opa Geburtstag. Die Enkelin soll die Eltern zum Gratulieren begleiten, doch Mutter Roswitha kann ihre Tochter dazu nicht überreden. Sie will lieber spielen, geht wie so oft durchs Wäldchen. „Da kam er mir entgegen.“ Diese fünf Worte klingen langsamer und härter als das vorher Gesagte.

Dem flüchtigen „Hallo“ bei der Begegnung der beiden Kinder folgt ein Martyrium, dessen Einzelheiten auch 33 Jahre später beim Opfer präsent sind. „Er nahm mich in den Schwitzkasten und hielt mir ein Messer an den Hals.“ Yvonne wird in einen Schuppen gedrängt, muss sich ausziehen. Sie hat Todesangst. „Das nächste mal hörst du auf deine Mutter“, schießt es ihr durch den Kopf. Heute muss sie über ihre Gedanken von damals oft nachdenken.

Die geplante Vergewaltigung scheitert. Yvonne droht, nach Hause zu laufen und die Polizei anzurufen. Daraufhin ergreift der Junge ein Kantholz und schlägt es auf den Hals des auf dem Boden liegenden Mädchens.

Allerdings bleibt der Balken in einer Leiter hängen, so dass die Gewalt des Schlages gemindert wird. Dennoch schreit Yvonne vor Schmerzen und ahnt nicht, zu was ihr Peiniger in den nächsten Minuten noch fähig sein wird. Er legt dem Mädchen einen Gürtel um den Hals, befestigt ihn an einem Nagel und stößt das Opfer von einer Erhöhung. „Ich war in Schockstarre“, schildert Yvonne diese Momente. Als der Gürtel reißt, hat sie ein zweites Mal überlebt, trägt Schürfwunden auf dem Rücken davon. Der Täter gibt nicht auf. Er kniet vor seinem Opfer und legt ihm den Gürtel um den Hals. „Wenn du was erzählst, sagte er zu mir, dann bringe ich dich um.“

Die heute 42jährige erzählt ruhig, hin und wieder stockend, dann wieder schnell. Es ist ihr nicht gleich anzumerken, was sie hinter sich hat – und noch immer mit sich trägt. Und so lässt sich nur erahnen oder vermuten, wie es „drinnen“ wirklich aussieht.

Yvonne muss sich wieder anziehen, K. beendet sein Tun. Aus Mitleid, sagt er später vor Gericht. „Ich war geschockt“, reagiert sein Opfer auf diese Aussage und nennt den wahren Grund. „Eine Frau ging in der Nähe des Schuppens vorbei, das störte ihn.“ Die Neunjährige „darf“ gehen und weiß: „Ich hatte einen guten Schutzengel.“

Der Fußweg nach Hause dauert etwa zwei Minuten. Daheim ist niemand. Leere und Stille. Yvonne ruft bei ihrem Opa an: „Mama, kann mich jemand abholen?“ Vom Geschehen erzählt die Neunjährige nichts und bleibt zunächst einmal mit dieser Qual alleine. Nur weinen und nicht reden können, das tut doppelt weh. Erst bei einem weiteren Anruf ahnt die Mutter: „Da stimmt was nicht.“ Sie findet ihre Tochter „heulend und hysterisch“ vor und nimmt Yvonne mit zu ihrem Großvater. Die Eltern gehen davon aus, dass ihre Tochter verprügelt wurde, fahren zur Familie von K. und stellen den Jungen zur Rede. Yvonne liegt derweil auf dem Sofa ihres Opas. Sie hat Schmerzen, der Hals schwillt an, er ist von Striemen gezeichnet.

Der Hausarzt schickt das Mädchen ins Krankenhaus, dort wird eine schwere Kehlkopfverletzung diagnostiziert, Fotos werden gemacht. Die Neunjährige erzählt ihrer Mutter, was wirklich passiert ist.

Die Eltern verständigen die Polizei, eine Kripobeamtin unterhält sich mit Yvonne. Wie werden die Eltern reagieren, wenn sie die ganze Schwere der Tat erfahren? Natürlich sind Sie geschockt, vor allem Vater Karl-Heinz leidet. „Er kann heute noch nicht darüber reden. Er geht immer weg, wenn das Thema kommt. Er hat zu kämpfen.“ Die Tochter bei diesen Worten auch. Zwei Wochen bleibt Yvonne im Krankenhaus. Eine Psychologin rät den Eltern: „Lassen Sie Ihre Tochter in Ruhe, fragen Sie nicht. Wenn Ihre Tochter reden will, kommt sie von alleine.“ Das dauert.

Wer von ihren Freunden von dem Geschehen erfährt, bekommt die Neunjährige nicht mit. „Einige wussten es, aber ich wurde nie darauf angesprochen.“ Yvonne hält inne, erinnert sich, dass ausgerechnet eine Freundin fragte, „ob ich das wollte und ob ich ihn angemacht hätte“. Das verletzt sie. „Da war ich einfach wütend.“ Einige Monate später beginnt der nichtöffentliche Prozess. Auf Anraten des Anwalts verzichten die Eltern auf eine Nebenklage, Yvonne wäre ansonsten im Detail vernommen worden. So wird sie nur zu ihrer Person befragt. Genug für eine Neunjährige.

K. wird wegen gefährlicher Körperverletzung in Tateinheit mit sexueller Nötigung zu einer dreieinhalbjährigen Haftstrafe verurteilt. Yvannes Eltern – und nicht nur die – sind entsetzt. „Was muss noch alles passieren?“ Das Wort Skandal macht die Runde und ist heute nicht verstummt. Doch für die Familie des Opfers kommt es noch schlimmer. Die Großeltern und die Eltern erhalten mehrfach Anrufe. Der arme Junge, heißt es immer wieder. Er ist noch ein Kind. Das kann er nicht getan haben. Und wieso hat sich das Mädchen nicht gewehrt?, fragen sich einige im Dorf.

Die Antwort gibt Yvonne heute: „In einer solchen Situation wehrt man sich nicht.“ Aus Angst, dass noch mehr passiert. Aus Todesangst. Viele Bürger des Stadtteils beeindruckt das nicht, sie starten eine Unterschriftenaktion, machen sich für K. stark. Sogar der Pfarrer ergreift Partei für ihn. Yvonne erinnert sich, einmal heulend aus der Kirche gelaufen zu sein. Was immer im Dorf gesagt wird, Yvannes Familie rückt eng zusammen. „Ich wäre weggezogen“, sagt die heute 42jährige. Sie hätte resigniert. Ihre Eltern bleiben – mit ihrer Tochter. „Das hat unser Verhältnis gestärkt.“ Die Großeltern möchten ihre Enkelin am liebsten in einen Glaskasten packen. „Das wäre ganz verkehrt gewesen. Die Eltern haben mich laufen lassen, und das war gut so. So bin ich stark geworden fürs Leben.“ Der Täter wird wegen guter Prognose früher aus der Haft entlassen. „Und er kam ins Dorf zurück.“ Yvonne fasst sich an den Arm – Gänsehaut. „Aber ich glaube, ich bin ihm nie über den Weg gelaufen.“ Und seine Eltern seien immer auf die andere Straßenseite gegangen. „Die haben doch auch gelitten.“ Angst im Dorf zu leben, in der Nachbarschaft ihres Peinigers, das hat Yvonne nicht. Hatte sie sich wenigstens eine Entschuldigung erhofft? „Nee“, die Antwort kommt spontan und eindeutig. Und so ist und so bleibt es auch.

1992. Yvonne ist 16, als in Weißenthurm die sechsjährige Shari ermordet wird. Die Stimme des Täters wird auf einem Band veröffentlicht, doch auf Anraten ihrer Mutter hört die Tochter es nicht ab. Tage später wird K. gefasst und gesteht den Mord. „Meine Mutter und meine Patentante haben geschrien und geheult. Ganz schlimm.“ Das Verbrechen an Shari entsetzt natürlich, aber es wühlt auch die Erinnerung an das eigene Leiden auf. „Das alles hätte mir passieren können.“ Yvonne schüttelt den Kopf. „Ich war unter Schock.“ Und wie reagiert die Bevölkerung, die zuvor für K. auf die Straße gegangen war? Die einen wollen nicht mitgemacht haben, erinnert sich Yvonne. Andere stehen zu ihrer Fehleinschätzung und wissen jetzt: „Er tut es ja doch.“ Er hat es getan.

Das Verbrechen berührt die Bevölkerung weit über den Ort des Geschehens hinaus, und auch das Interesse an dem schon bald stattfindenden Prozess ist groß. Yvonne sitzt im Gerichtssaal, gemeinsam mit ihrer Mutter und einer Freundin. Natürlich wird nicht nur über den zu verhandelnden Mord gesprochen, sondern auch über das, was vorher geschah. Ausführlich über das erste Opfer also.

„Das bist du“, merkt Yvonne plötzlich und erschrickt. „Da ist alles wieder hochgekommen.“ Im Prozess wird das Verbrechen an ihr ausführlich behandelt. Sie hört die Schilderung zum ersten Mal und ist fast überrascht: „Ja, das stimmte alles. So war es gewesen.“ Die Mutter bricht in Tränen aus, Yvonne ist entsetzt: „Wie viel Schutzengel hat man?“ Es müssen einige gewesen sein.

Jetzt endlich, nach acht Jahren, erfährt die inzwischen 17jährige im Detail, was mit ihr geschehen ist. Bei allem Leid, Yvonne ist froh, dass es zu keiner Vergewaltigung gekommen war, das erleichtert den Weg zu einem Partner. „Aber was ich bis heute nicht haben kann, wenn mich jemand in den Schwitzkasten nimmt.“ Da sind auch 33 Jahre noch zu kurz. Wie hat das Geschehen das Leben beeinflusst oder gar verändert? Darüber hat Yvonne oft nachgedacht. „Was wäre ich, wenn das alles nicht passiert wäre?“ Eine Antwort hat sie darauf nicht gefunden, und das wird wohl auch so bleiben. Die 42jährige hält inne, will unbedingt eine Antwort finden: „Vielleicht genieße ich das Leben mehr, als ich es sonst getan hätte.“ Längst ist sie in einen anderen Ort gezogen.

Manchmal gelingt es, nicht an die Vergangenheit und an das Verbrechen zu denken. Meist aber sind die Erinnerungen daran intensiv. Mit guten Freundinnen kann Yvonne immer reden, vor allem mit Mutter Roswitha. Yvonne bewundert sie: „Sie ist so stark.“ Vielleicht aber ist sie es nur für die Tochter. Wie dem auch ist: „Ich habe meinen Eltern viel zu verdanken.“

Nach 33 Jahren erzählt Yvonne ihre Geschichte. „Ich bin froh, dass Sie ein offenes Ohr für mich hatten“, sagt sie später. Das freilich hat ihre Schilderung über das Verbrechen vorausgesetzt. Mehr noch: Das Reden soll ähnlich Betroffene ermuntern: „Macht den Mund auf! Traut euch!“

Ganz groß, diese zierliche Yvonne.

Der Kommentar von Gabi Novak-Oster: Offene Worte

Muss das sein? Nach 33 Jahren noch?

Eine Frau spricht über ein Verbrechen, das ihr als Neunjährige widerfuhr. 1984. Sie offenbart eine unvorstellbar brutale Tat, die vom Gericht mit einer milden Strafe geahndet wurde. Denn der Richter sah den Körper des Mädchens lediglich „gefährlich verletzt“, nicht aber mehrfach dem Tod nahe. Als die Haft für den Täter aufgrund günstiger Sozialprognose verkürzt wurde, folgte seiner Entlassung weiteres Unheil – bis hin zur Ermordung der sechsjährigen Shari 1992.

Yvonne war sein erstes Opfer. Sie litt, überlebte – und schwieg. Und ist damit keine Ausnahme. Viele Menschen, die Leid ertragen mussten oder müssen – ob im Krieg oder bei Katastrophen, ob im Kinderheim oder in der Familie –, sie schweigen über das Geschehen. Sie wollen nicht reden. Sie können es nicht. Nicht über das Gestern und nicht über das Heute. Nicht über körperliche Qualen und nicht über seelische Schmerzen. Nicht über die Täter. Die Opfer wollen vergessen und verdrängen, doch das gelingt nur selten. Das Trauma bleibt, meist lebenslang.

Yvonne schildert heute öffentlich und offen, was sie lange nur ihrer Familie und engsten Freunden anvertraut hatte. Es ist mutig, nach mehr als drei Jahrzehnten diesen Schritt zu tun. Doch Yvonne will gleichsam Betroffene ermuntern: Schweigen hilft den Tätern, nicht den Opfern. Das Reden kann nicht vergessen machen, aber es erleichtert. Ja, es muss sein. Auch nach 33 Jahren noch.

Für ihre erste Reportage „Der Mord an Shari - Skandal oder Restrisiko?“ wurde Gabriele (Gabi) Novak-Oster mit dem höchsten deutschen Journalistenpreis, dem „Theodor-Wolff-Preis“ des Verbandes Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), ausgezeichnet. Eine Anerkennung, die nur einmal im Leben verliehen werden kann.

Begründung der Jury: Gabi Novak-Oster erhält den Theodor-Wolff-Preis 1992 für ihren Beitrag „Der Mord an Shari - Skandal oder Restrisiko?“ in der Rhein-Zeitung vom 7. Juli 1992.

Die Autorin setzt sich mit dem brutalen Mord an einem kleinen Mädchen auseinander. Dabei berücksichtigt sie die persönlichen Lebensumstände der Familie ebenso wie das gesellschaftliche Umfeld. Es entstand eine facettenreiche, sprachlich ungemein beherrschte und damit um so eindringlichere Beschreibung einer Katastrophe.

Der Leser wird nicht vordergründig emotionalisiert, sondern nachdrücklich einbezogen in das Leid einer Familie und zum Nachdenken über gesellschaftliche Verhältnisse gezwungen.

Als Heike Hein überfallen wurde, war sie im vierten Monat schwanger. Die 31jährige, wohnhaft in einer kleinen Westerwald-Gemeinde, sitzt in der mollig warmen Wohnstube und sieht dem spielenden Töchterchen zu. Bunte Bilderbücher hat Jasmin zur Zeit besonders gern. Mit einigen unverständlichen, aber scheinbar positiven Lauten kommentiert sie die Abenteuer von „Susi und Strolch“. Die Mutter lächelt glücklich, streicht Jasmin liebevoll über die blonden Haare. „Ja“, sagt sie mit leiser Stimme, „natürlich besteht die Gefahr, dass ich mich zu sehr an Jasmin klammere. Ich muß mich daran gewöhnen, sie loszulassen, sie mal einen Tag zu meinen Eltern zu geben.“ Doch die Mutter-Kind-Beziehung ist noch enger geworden.

„Aus Angst um Jasmin wollte ich leben!“

Vielleicht hat Heike Hein ihrer kleinen Tochter zu verdanken, dass sie noch lebt. „Ich wollte leben! Aus Angst um Jasmin wollte ich leben.“ Und dann ist das Geschehen wieder ganz nah. Jener Vormittag, an dem die Mutter eigentlich nur einkaufen wollte. Jener Tag, den Bernd Hein als „versuchten Mord an drei Menschen“ bezeichnet. Über die Tat ist viel gesprochen worden, mehr als vieles andere hat sie Freunde wie Fremde erschüttert. Was wirklich geschehen ist, kann wohl nur das Opfer selbst begreifen. Heike Hein redet darüber. Mal flüssig, mal stockend, manchmal den Tränen nahe. Sie erinnert sich, als sie mit Waffengewalt gezwungen wurde, den Täter von Altenkirchen aus mit ihrem Auto zum späteren Tatort im Wald zu fahren. Als sie die ersten Schläge spürte - die eigenen und die an ihrem Kind. „Es kann niemand begreifen, aber die ersten Schläge taten weher als die Messerstiche danach. Ich hätte schreien müssen, aber aus Angst um Jasmin habe ich es nicht getan.“ Stille. „Die Angst um mein Kind war größer als die Angst um mich. Diese Bilder gehen mir immer wieder im Kopf herum.“ Die Bilder, als der Täter mit dem Auto davonfuhr - Jasmin im Kindersitz.

Heike Hein erinnert sich, wie sie sich blutüberströmt durch das Waldstück schleppte, Meter für Meter, auf allen Vieren, über umgestürzte Bäume hinweg. „Ich wollte leben!“ Als sie endlich die schmale Straße erreichte - und kein Auto vorbeikam. Als sie weiterkroch bis zu nahegelegenen Bundesstraße und erleben mußte, wie die ersten Autos vorbeifuhren. Dann endlich hielten drei junge Leute, ein Soldat leistete vorbildlich erste Hilfe.

Drei Liter Blut verlor Heike Hein. „Und ich habe wohl nur überlebt, weil ich schwanger war und dadurch mehr Blut hatte als normalerweise.“ Überlebt durch ungeborenes Leben, das nun selbst für immer gezeichnet sein wird. Heike Hein musste den Kampf gegen den Tod auch in den nächsten Tagen bestehen. Neben zahlreichen Stichen an den Händen und am Hals schwebte die 31jährige vor allem aufgrund der inneren Wunden in akuter Gefahr. Herzbeutel, Lunge, Magen, Milz verletzt - der Täter hatte brutal zugestochen. Und er zeigte sich auch danach grausam, nahm im Auto seines Opfers die damals neun Monate alte Jasmin mit.

Erst rund 30 Stunden später wurde das Kind von einem jungen Paar beim Spaziergang entdeckt. Zufällig. Es hatte bei teilweise glühender Sommerhitze in einem alten, zugewachsenen Steinbruch gelegen.

Jasmin sortiert auf dem Teppichboden wieder einmal ihre Bilderbücher, lenkt die Blicke auf sich, schaut von einem zum anderen. Niemand vermutet in diesem Moment, welcher Gefahr sie ausgesetzt war. Doch der Schein trügt.

Als Jasmin heimkehrte, wirkte sie ängstlich und schreckhaft. Nur intensive Bemühungen der Eltern die halfen über alles hinweg. Der Vater steckte mit seiner Arbeit zurück, die Mutter betreute Jasmin nach Entlassung aus dem Krankenhaus aufopferungsvoll. „Fast drei Monate lang habe ich abends am Bett gesessen, damit sie einschläft.“

Sobald Jasmin hingelegt wurde, „brüllte sie wie am Spieß“, schlief lieber sitzend im Kinderwagen. Nur langsam besserte sich der Zustand. Die Ärzte glauben, dass sie zu klein war, um die Tat auf Dauer im Gedächtnis zu behalten. Trotzdem, sagen die Eltern, wollen sie später mit ihrer Tochter über alles reden. Ohnehin wird sie fragen, woher meine vielen Narben kommen.“ Hals und Hände von Heike Hein sind arg gezeichnet. Schreibmaschineschreiben mit zehn Fingern, das wird nicht mehr möglich sein. Wer fragt danach?

Eine finanzielle Entschädigung hat das Opfer nicht zu erwarten. „Wir werden uns nicht mal leisten können, in dem Prozeß als Nebenkläger aufzutreten.“ Brutalität ohne Ende. Wann der Prozess gegen den 30jährigen Täter stattfinden wird, steht noch nicht fest. Heike Hein wird ihm dann zum ersten Male gegenüberstehen. Ihre Gefühle vermag sie kaum mit Worten zu beschreiben: „blanker Zorn“, unendliche Wut, manchmal noch ein bisschen mehr. „Er darf mir nicht mehr begegnen.“ Sie wird ihm begegnen müssen.

Vergessen kann die junge Frau ohnehin nicht. Auch wenn sie das Auto, in dem sie den Täter fahren mußte, sofort verkauft hat. Auch wenn sie seither nicht mehr in der Stadt gewesen ist, in der alles Unglück begann. Was sind nüchterne Äußerlichkeiten gegen menschliche Gefühle? „Tagsüber“, sagt Heike Hein mit einem Blick auf Jasmin, „tagsüber geht's, da werde ich durch das Kind abgelenkt.“ Durchatmen. „Aber nachts.“ Es ist, als möchte sie am liebsten nicht daran denken, als habe sie schon jetzt Angst vor der hereinbrechenden Dunkelheit. Oft sprach sie mit ihrem Mann über diese Probleme, irgendwann seien beide zu der Erkenntnis gekommen: „Alleine werde ich es nicht schaffen.“ Heike Hein begab sich in psychologische Behandlung. Das Reden hilft. „Während des Redens wird mir klar, was ich selbst anders machen kann.“ Und trotzdem sind sie immer wieder da: die „seelischen Durchhänger“.

Heike Hein schaut auf ihren Bauch: „Das Kind, erinnert immer daran. Immer“ Das Kind, auf das sich alle so gefreut hatten. Während des Überfalls habe sie dem Täter gesagt, daß sie schwanger sei - es minderte nichts an seiner Brutalität. Später hätten die Ärzte beruhigt, dem ungeborenen Leben sei nichts passiert. Und dann, Anfang September, einen Tag vor ihrem Geburtstag, sei doch eine Schädigung festgestellt worden. Heike Hein wurde zur genaueren Untersuchung in die Uniklinik Bonn geschickt. An die nächsten Tage und Wochen erinnern sich Heike und Bernd Hein nur ungern. Ein Wechselbad der Gefühle. Zwischen schlimm und sehr schlimm. Ohnmächtiges Zuhören.

Erst hätte man gesagt, das Kind hätte keine Überlebenschancen. Bernd Hein: „Da waren wir fertig.“ Später sagten die Ärzte, das Kind werde leben, aber mit schweren Behinderungen auf die Welt kommen Mit körperlichen Schädigungen der Beine und geistigen Behinderungen, deren Ausmaß in diesem Augenblick niemand abschätzen könne. Heike Hein beginnt zu weinen. Ehemann Bernd versucht Mut zu machen, obwohl ihm selbst nicht danach ist. Ein behindertes Kind wolle man frühzeitig fördern, ihm alles erleichtern. Wohlwissend: „Unser Leben wird komplett verändert sein.“

Wie sehr - man weiß es nicht. Auf hohe finanzielle Belastungen weit über die eigenen Einkünfte hinaus werde man sich einstellen müssen, keine Mark Entschädigung sei zu erwarten. Auch das kann die Familie nicht begreifen. Die Ärzte sagen, die Behinderung könne durch die Tat gekommen sein, Familie Hein ist überzeugt: „Sie ist dadurch gekommen.“ Anklage ohne Zeugen?

„Trotzdem“, will Bernd Hein von den Sorgen ablenken, „für mich sind nach der Tat nur noch Wunder geschehen.“ Dass seine Frau überlebt hat, dass Jasmin gefunden wurde „Die Anteilnahme wildfremder Menschen hat uns

genau so bewegt wie die Reaktion unserer Nachbarn, die spontan ein kleines Fest arrangierten, als bekannt wurde, Jasmin ist wieder da. Es war keine Sensationslust, man hat sich einfach nur mit uns gefreut.“ Für Familie Hein sind seither viele Dinge nebensächlich geworden, die früher im Mittelpunkt standen, sie setzt andere Akzente. „Die Tat hat uns sensibler, vielleicht auch ein bisschen härter gemacht.“ Härter, wenn andere das „Zipperlein bei irgendwelchen Lapalien“ plage. Heike Hein will und muß nach vorn schauen. Ein Blick in die Zukunft, um nicht an die Vergangenheit denken zu müssen.

„Aber diese Flucht gäbe es nicht, wenn die Vergangenheit nicht geschehen wäre“. Die Wünsche sind sehr bescheiden geworden. Am Dienstag, 3. Dezember, wird Alexander geboren. Erste Diagnose: Das rechte Bein war während der Schwangerschaft gebrochen und wieder zusammengewachsen. Heike Hein denkt an die Fußtritte des Täters. Ohne Beweise? Die Ärzte brechen das Bein noch einmal und legen es in eine Gipsschiene. Der Fuß des linken Beines ist missgebildet, an beiden Beinen zeigen sich Lähmungserscheinungen. Im Kopf des Kindes ist Wasser. Die Wünsche von Heike Hein sind bescheiden geworden: „Wenn wenigstens keine geistige Behinderung eintreten würde ...“

Liebevolle Blicke richten sich auf Alexander. Einige Zeit wird er noch auf der Frühgeborenenstation liegen müssen. „Er hat Lebenswillen“, spürt die Mutter. Lebenswillen wie sie.



Einfach vergessen?

Rhein-Zeitung vom 22./23. Januar 2000

Wie lange darf ein Mensch leiden? Als Heike Hein vor mehr als acht Jahren überfallen, ihre Tochter entführt und das ungeborene Kind durch Tritte des Täters geschädigt wurde, da war ihr „öffentliches“ Mitgefühl sicher. Heute interessiert ihr Schicksal kaum noch jemanden - irgendwann muss doch alles vorbei sein! Ist es aber nicht. Wie lange darf eine Mutter trauern?

Als der Mann sich, aufgeregt gestikulierend, dem geparkten Auto von Heike Hein nähert und dann auch noch an die Scheibe klopft, da gerät die Frau hinterm Steuer in Panik. Angst. Herzklopfen. Die Gedanken malen sich in Bruchteilen von Sekunden schlimmste Folgen aus. Blitzschnell, fast automatisch, drückt die Fahrerin den Knopf der Zentralverriegelung - nichts mehr kann passieren. Doch passieren sollte ohnehin nichts, denn der Fremde wollte Heike Hein nur auf den in der Autotür eingeklemmten Sicherheitsgurt aufmerksam machen. „Solche Situationen überfordern mich noch heute“, sagt sie.

Dann ist wieder ganz nah, was vor mehr als acht Jahren geschah: Ein brutaler Überfall zerstörte das Leben der ganzen Familie. Heike Hein lebensgefährlich verletzt, Töchterchen Jasmin 30 Stunden entführt. Und Alexander, mit dem die Frau aus dem Westerwald damals im vierten Monat schwanger war, von Geburt an körperlich und geistig so behindert, dass er rund um die Uhr betreut und gepflegt werden muss. Ein Leben, das kein „normales“ Leben ist. Ein Leben, das niemals eins sein wird. Nicht für den Jungen, nicht für seine Mutter.

Alexander ist gerade aus der Behindertenschule Engers nach Hause gebracht worden, jetzt liegt er regungslos auf einem großen weichen Kissen mitten im Wohnzimmer, den Mund zum Luftholen weit geöffnet. „Meistens ist er total geschafft, da schläft er erst einmal zwei Stunden“, sagt Heike Hein und zieht seine dünnen Arme unter der Wolldecke hervor. Jeder Atemzug, jede Bewegung des Jungen ist Erinnerung. Mal stärker, mal verschwommen. Und gelegentlich mit Gedanken an den Täter verbunden. Hat sie Rachegefühle? „Ich weiß nicht“, sagt Heike Hein nach kurzem Überlegen. „Wegen mir sicherlich nicht. Ich lebe ja noch.“ Sie stockt. „Aber die Kinder.“ Ein Blick auf Alexander, in Gedanken bei Jasmin, die den Nachmittag bei einer Freundin verbringt. „Das mit den Kindern ist unverzeihlich.“

Der Rückblick: Sommer 1991. Heike Hein will mit ihrem neun Monate alten Töchterchen Jasmin im Supermarkt einkaufen, als sie plötzlich in den Lauf einer Pistole schaut. Ein 30 Jahre alter Mann steigt in ihr Auto ein und zwingt sie loszufahren. In einem Waldstück schlägt er die Frau, tritt ihr mit den Füßen in den Bauch, sticht mehrfach mit einem Messer in ihren Unterleib. Dann fährt der Mann mit dem Auto fort - Jasmin bleibt in seiner Gewalt.

„Die Angst um mein Kind war größer als die Angst um mich“, sagt Heike Hein. Blutüberströmt schleppt sie sich durch den Wald bis an die nahe gelegene Bundesstraße. Die ersten Autos fahren vorbei, dann endlich halten drei junge Leute an und helfen. Jasmin wird 30 Stunden später von Spaziergängern in einem Steinbruch gefunden. Trotz brütender Hitze - sie lebt.

Für Heike Hein ist das alles bis heute ein Albtraum geblieben. „So was geht nicht vorbei. Wohl niemals.“ Ihre Stimme wird leiser, sie legt eine Hand auf die Brust: Manchmal wache ich nachts mit Herzklopfen auf, manchmal schweißgebadet.“ Scheinbar Banales lässt sich auch mit Abstand nicht verdrängen - die roten Turnschuhe des Täters, das Geräusch des Rettungshubschraubers oder die umgestürzten Bäume, über die sich die Verletzte schleppen musste. „Ich hoffe einfach, dass ich ihm nie wieder begegne.“ Vor Gericht konnte ihr das allerdings nicht erspart werden. Lebenslänglich lautete das Urteil.

„Lebenslänglich“, wiederholt Heike Hein. „Das sind 15 Jahre. Höchstens.“ Sie schaut hinüber zu Alexander: „Er muss wirklich sein Leben lang leiden.“ Und sie selbst? „Ich weiß nicht, was aus meinem Leben geworden wäre ohne dieses Verbrechen. Ich habe mich mit Sicherheit anders entwickelt, das steht fest. Nicht nur, weil die Ehe gescheitert ist. Ich bin härter geworden.“ Und das, sagt sie, habe eigentlich im Augenblick der Tat angefangen.

„Damals, als ich schwer verletzt im Wald lag, habe ich zum ersten Mal die Ellenbogen eingesetzt. Ich habe gekämpft.“ Dabei kämpft die Frau aus dem Westerwald nicht nur um ihr eigenes Leben, sondern auch um das ihres ungeborenen Kindes. Drei Liter Blut hat die werdende Mutter verloren, als sie ins Krankenhaus gebracht wird. Messerstiche an Händen und Hals, Herzbeutel, Lunge, Magen und Milz verletzt. Der Kampf gegen den Tod dauert Tage, doch Heike Hein gewinnt ihn schließlich.

Im September, einen Tag vor ihrem Geburtstag, erfährt sie dann, was sie bereits gespürt hatte: Der Junge, den sie erwartet, wird behindert sein. „Das war ein Schock. Aber ich hatte es geahnt. Alles war anders als bei der Schwangerschaft mit Jasmin.“ Zehn Wochen kann sie sich auf die neue Situation einstellen. „Ich musste mit allem rechnen - von der Totgeburt bis zur Behinderung.“ Der Junge lebt, und er wird Alexander genannt. Alexander, der Starke. Er ist körperlich und geistig schwerst behindert. Als die Mutter ihr Kind nach zwei Monaten aus dem Krankenhaus holt, da spürt sie einfach nur „ohnmächtigen Zorn“. Nicht nur auf den Täter, der dieses Schicksal verursacht hat. Auch auf die Ärzte, weil sie ihrem Kind eine Lebenserwartung von gerade mal zwei, drei Jahren geben - so sagt es die Statistik.

Die will Heike Hein nicht akzeptieren, wieder zeigt sie sich kämpferisch: „Wir schaffen mehr!“ Die beiden nächsten Jahre werden zur Qual. Es hat nicht gereicht, sich vom „Überfall“-Auto zu trennen und dank der Unterstützung des Weißen Rings“ einen neuen Wagen zu kaufen. Die Mutter selbst wird noch immer von Schmerzen und Erinnerungen geplagt, Tochter Jasmin leidet lange unter Schlafstörungen und braucht besondere Zuwendung. Und dann die Sorge um Alexander. „Ich weiß nicht, ob ich Angst vor meinem, vor unserem zukünftigen Leben hatte. Ich habe vieles

vergraben und verdrängt, und das hat mir nicht gerade gut getan.“ Erst als sich Heike Hein entschließt, Alexander frühzeitig in einen Kindergarten für Behinderte zu geben, beginnt sie, sich bewusst mit dem Zurückliegenden auseinander zu setzen.“ Und erst dann gesteht sie sich ein: „Alleine schaffst du das nie.“ Heike Hein beginnt eine Therapie. Diese Hilfe braucht sie bis heute. Mit Unterstützung ihres Vaters führt sie derweil noch einen anderen Kampf zum „glücklichen“ Ende: Nach zwei Jahren wird anerkannt, dass Alexander durch die Folgen des Verbrechens behindert ist. „Das Hin und Her hat mich völlig entnervt“, erinnert sich die Mutter an Fragen und Gutachten, an Akten und Paragraphen.

Nach zwei Jahren ist Alexanders Schicksal dann endlich nach dem Opferentschädigungsgesetz. anerkannt. Und dennoch: Um nahezu jedes Hilfsmittel muss Heike Hein fortan kämpfen. Sie lernt es, sich nicht abwimmeln zu lassen. Sie ist selbstsicher genug, ihre Rechte zu erstreiten. Sie nervt allzu bürokratische Sachbearbeiter, trifft nur zu selten auf hilfsbereite. „Es war schon entwürdigend, jedes Jahr neue Fragebögen ausfüllen zu müssen.“ Und während sie mit jedem neuen Tag den Glauben an die Gerechtigkeit verliert, merkt Heike Hein in ihrer privaten Umgebung: „Das Mitgefühl flacht ab.“ Irgendwann muss sie doch alles überwunden haben! Muss es?

Kann es? Warum enden dann nicht die Albträume? Warum können die Gedanken nicht ausgeschaltet werden wie ein Computer? Ja, sagt Heike Hein, manchmal habe sie mit ihrem Schicksal gehadert: „Warum gerade ich? Das ist unfair!“ Eine Antwort hat sie nicht gefunden. Alexander macht sich bemerkbar, seine Mutter beugt sich über ihn: „Möchtest du etwas zu trinken?“ Schweigen. Heike Hein nimmt den Jungen auf den Arm, sein Gewicht macht der zierlichen Frau zunehmend zu schaffen. Schluck für Schluck nimmt Alexander den Saft auf.

Neben ihm steht der vierjährige Benjamin. Für ihn ist der Umgang mit seinem behinderten Bruder völlig normal, die Zusammenhänge freilich versteht er noch nicht. „Verschweigen will ich nichts, aber das braucht Zeit.“ So erzählt sie auf Benjamins unermüdliches Nachfragen von einem , bösen Mann, der mich umbringen wollte“. Wo er ist, will der Junge nun wissen. Und wo das Gefängnis ist. Und ob er dorthin kann ...

Fragen stellt auch Jasmin. Obwohl sie ihre Entführung scheinbar gut verkraftet hat, sorgt sich die Mutter um mögliche Spätfolgen. „Häppchenweise sage ich ihr die Wahrheit. Nichts wäre schlimmer, als wenn sie von einem anderen von der Tat erfahren würde.“ Heike Hein senkt den Kopf: „Ich hoffe, wir werden beide damit umgehen können.“ Von der Angst, ihre Tochter könnte ihr irgendwann Vorwürfe machen, kann sie sich nicht befreien: „In ihrem Unterbewusstsein ist verankert: Meine Mutter hat mich im Stich gelassen.“ Was Alexander denkt, was er fühlt, was er mitbekommt vom Geschehen um ihn herum, kann niemand sagen.

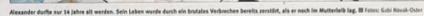
„Er ist ein ganz wichtiger Bestandteil meines Leben,“ sagt Heike Hein, fügt hinzu: „Aber er ist nicht mein Mittelpunkt. Das sind alle drei Kinder zusammen.“ Doch sie weiß, dass Alexander intensivere Aufmerksamkeit fordert - Füttern, Pflegen, seine häufigen Erkrankungen durch das schwache Immunsystem. Und dann die Sorge um den langen Schulweg. Mehr als eine Stunde ist er unterwegs nach Engers und nachmittags wieder nach Hause, obwohl der Arzt dies für sehr bedenklich hält. Doch auch das dieses Problem hofft Heike Hein durch ihre Beharrlichkeit beseitigen zu können. Und es wird nicht der letzte Kampf sein.

Die Tat eines Einzelnen hat das Leben einer ganzen Familie zerstört. „Ich habe keine Chance wegzugehen oder etwas spontan zu machen.“ Nachdem die Ehe gescheitert ist, fühlt sich Heike Hein oftmals alleine.

oftmals alleine. „Ja, ich habe Durchhänger. Es gibt Abende, an denen ich zu Hause sitze und weine. Und manchmal bin ich richtig zornig aufs Leben“, sagt sie und muss plötzlich über ihre Worte lachen. Wird wieder ernst, als sie zu Alexander schaut: „Ihn mit Jungen seines Alters zu vergleichen, das habe ich erst gar nicht angefangen. Was für ein Charakter er ist, das würde ich manchmal schon gerne wissen.“

Erfahren wird sie es nie.

Alexander stirbt elf Tage nach seinem 14. Geburtstag. Sein Leben war ein „Geschenk auf Zeit“, das wusste seine Mutter immer. Weil Heike Hein während der Schwangerschaft Opfer eines brutalen Verbrechens wurde, kam ihr Sohn schwerst behindert zur Welt. Nach 14 Jahren hörte das Herz auf zu schlagen. Die Mutter muss nicht nur den Verlust des Kindes verkraften – seit Jahren kämpft sie um mehr Anerkennung für ihr Leiden.

[illegible]

Erinnerung an traurige und doch schöne Tage im Jahr 2001
 von Frau Anja Hübner, geb. Schindler, Tochter Alexander im Alter von 10 Jahren

[illegible]

den
en."

Doch das
und im g
Zeitunge
Jede Hau
Hier kein

14-jährig
die Trauer

Es kling
seit 1991
Opfer ein

Rhein-Zeitung vom 30. Dezember 2005

Alexander stirbt elf Tage nach seinem 14. Geburtstag. Sein Leben war ein „Geschenk auf Zeit“, das wusste seine Mutter immer. Weil Heike Hein während der Schwangerschaft Opfer eines brutalen Verbrechens wurde, kam ihr Sohn schwerst behindert zur Welt. Nach 14 Jahren hörte das Herz auf zu schlagen. Die Mutter muss nicht nur den Verlust des Kindes verkraften - seit Jahren kämpft sie um mehr Anerkennung für ihr Leiden.

Ein Junge öffnet die Haustür und streckt die Hand entgegen. „Ich heiße Benjamin“, sagt der Zehnjährige, und es scheint, als wolle er die hinter ihm stehende, zierliche Frau ab-schirmen. Seine Mutter, Heike Hein sieht blass aus und zerbrechlich. Sie bittet mit leiser Stimme ins Haus.

Doch das ist gar nicht so einfach. Der Weg ins Wohnzimmer ist zugestellt, und im gesamten Haus sieht es nicht besser aus. Berge von Kleidung, Zeitungen, Plüschtieren...

Jede Hausfrau würde sich für diese Unordnung entschuldigen, herausreden. Hier kein Wort. Vielleicht sind es „nur“ die Folgen von Alexanders Tod. Der 14-jährige behinderte Sohn starb erst vor wenigen Tagen, auf dem Tisch liegt die Trauerpost.

Es klingelt, Heike Heins Vater kommt. Alfred Schütze führt für seine Tochter seit 1991 die Rechtsangelegenheiten. Seit jenem Tag, als sie im Westerwald Opfer eines Verbrechens wurde. Seit jenen Stunden, die ihr Leben und das ihrer Familie veränderten. Der Vater bringt einen Aktenordner mit:

Gutachten, Klagen, Widersprüche, Ablehnungen. Hier medizinische Fachbegriffe und Verweise auf wissenschaftliche Studien, dort laienhafte Darlegungen zum täglichen Leben und Leiden.

Es geht um die Herabsetzung des Grades der Erwerbsfähigkeit für Heike Hein nach dem Opferentschädigungsgesetz bis auf 60 Prozent. Unbegreiflich für Tochter und Vater. „So chaotisch, wie es hier aussieht“, sagt Albert Schütze und blickt sich kopfschüttelnd um, „So chaotisch ist's in ihrer Seele.“

Da sind nicht nur die traumatischen Erinnerungen an die Tat, die nun nach vierzehneinhalb Jahren mit dem Tod von Alexander für die Familie wieder nah war wie am ersten Tag. „Ich durfte ihn 14 Jahre auf seinem mühevollen Weg begleiten, und ich bin froh, dass ich ihn lieben durfte“, sagt die Mutter. Da sind neben den von Heike Hein Fremden gegenüber oftmals versteckten Gefühlen und Gedanken, Panikattacken und Ängsten auch unübersehbare Spuren: die Anhäufung von Gegenständen - wertlose, überflüssige, unbrauchbare. Das „Messie“-Syndrom sehen Experten als Ausdruck einer psychischen Erkrankung - doch selbst für die Anerkennung dieses Problems muss die 45-Jährige kämpfen.

Kämpfen hat Heike Hein gelernt. Am 5. Juli 1991. Dieser Tag verläuft für die Sekretärin zunächst wie jeder andere. Sie fährt mit ihrer neun Monate alten Tochter Jasmin zum Einkaufen. Als sie den Parkplatz am Supermarkt verlassen will, reißt ein Mann die Beifahrertür ihres Autos auf. Er fuchtelt mit einer Pistole, fordert Geld und zwingt die Überfallene zum Losfahren.

In einem Waldstück muss Heike Hein anhalten und mit ihrer Tochter aussteigen. Das Kind wird auf den Boden gesetzt, die Mutter mit Handschellen und Bändern gefesselt, die der Täter aus einem am Tag

zuvor versteckten Rucksack holt. Mit ganzer Kraft gelingt es dem Opfer, den Knebel aus dem Mund zu drücken. Heike Hein sagt dem Täter, dass sie schwanger ist, dafür bezahlt sie mit Schlägen ins Gesicht.

Zu der versuchten Vergewaltigung kommt es nicht, statt dessen sticht der 30jährige Maler mit einem Messer auf die Frau ein - zunächst zwei Mal in den Rücken. Als das Messer auf Knochen abbricht, holt der Täter ein neues Messer und sticht Heike Hein in die Brust. Auch dieses Messer bricht ab, der Täter greift zur dritten Waffe und verletzt sein Opfer am Hals. Mit einem vierten, 33 Zentimeter langen Brotmesser, sticht der Täter seinem Opfer schließlich in Bauch und Brusthöhle. Bevor er das Messer herauszieht, dreht er es noch einmal im Körper der Frau um.

Heike Hein bleibt liegen, der Täter fährt in ihrem Auto davon - und nimmt Jasmin mit. Mit ihr wechselt er ins eigene Auto, das auf einem Parkplatz abgestellt ist. In einem Wald wirft der 30-Jährige das Mädchen eine Böschung hinunter in einen Steinbruch.

Kaum zu glauben, dass Heike Hein die Messerstiche und Fußtritte überlebt. Obwohl sie fast drei Liter Blut verloren hat, schleppt sie sich getragen von der Angst um ihr Kind, an eine Straße und wird von Autofahrern gefunden. Im Krankenhaus beginnt ein Überlebenskampf. Tochter Jasmin wird nach 30 Stunden von Spaziergängern entdeckt. „Bei normalem Tatverlauf hätten wir hier zwei Tote zu beklagen“, formuliert der Oberstaatsanwalt später in der Verhandlung. Es wären sogar drei Tote gewesen, denn Heike Hein ist damals im vierten Monat schwanger.

Am 3. Dezember 1991 wird der Sohn geboren. Die Mutter nennt ihn Alexander - den Starken. Und der Junge muss vom ersten Atemzug an Stürke zeigen, denn er ist körperlich und geistig schwerst behindert.

Die Chronologie des Verbrechens ist schon beim Lesen der Akten nur schwer zu ertragen. Kaum vorzustellen, wie es dem Opfer am Abgrund des Todes ergangen sein muss - und ergeht. Sicher ist: Aus der Tat erklären sich Verhalten und Erkrankung von Heike Hein. Für sie beginnt ein Leben, das man kaum so nennen mag. Die Ärzte bereiten sie darauf vor, dass Alexander nach zwei, drei Jahren sterben wird. In dieser Zeit möchte die Mutter ihrem Kind so nah wie möglich sein, sie übernimmt die Pflege. Auch Tochter Jasmin braucht besondere Zuwendung. Heike Hein selbst leidet unter starken Schmerzen, wird von den Erinnerungen geplagt. Und die Sorgen sollen noch größer werden.

Ein nervenärztliches Gutachten schätzt die Minderung der Erwerbsfähigkeit (MdE) zumindest vorübergehend auf 100 Prozent ein, doch das Landesversorgungsamt Koblenz sieht sie bei lediglich 70 Prozent - bereits „ab Schädigungszeitpunkt“. Damals ist der Täter noch nicht verurteilt, die Wunden seines Opfers sind längst nicht verheilt, das durchs Verbrechen geschädigte Kind liegt noch im Mutterleib. Wäre Albert Schütze nicht, seine Tochter wäre nicht in der Lage gewesen, Stellungnahmen und Widersprüche zu formulieren mit dem Ziel, die MdE auf 100 Prozent anzuerkennen. Über dem Schriftverkehr vergehen Jahre.

In dieser Zeit, 1995, wird Benjamin geboren. Schon damals kriselt es in der Ehe, schließlich zerbricht die Beziehung und wird 2001 mit der Scheidung offiziell beendet. Heike Hein ist seit dem Tag des Verbrechens nicht mehr in der Lage, Alltagssituationen zu meistern, oft nicht mal die einfachsten. Sie hat Angst, die Haustür zu öffnen. Sie kann oft nicht alleine einkaufen gehen. Sie gerät manchmal in Panik, wenn sie mit dem Auto unterwegs ist, und muss sich von ihrem Vater von einem Parkplatz abholen lassen. Sie kann kein „normales“ Leben mehr führen. Nur die Sorge um die Kinder, vor allem um Alexander, hält sie oben. Diese Verantwortung will sie nicht anderen überlassen.

Heike Hein begibt sich in Therapie und fühlt sich dabei vorübergehend gut aufgehoben. Dann, so sagt sie, habe die Therapeutin davon gesprochen, dass sie mit Problemen überfrachtet und nicht mehr therapierbar sei. In späteren Gutachten liest sich das anders.

Die Diplompsychologin wird mit der Aussage zitiert, dass sich der Zustand ihrer Probandin in der Therapie „doch etwas gebessert und stabilisiert“ hat. Der zuständige Gutachter reduziert den MdE-Grad auf nur noch 60 Prozent, räumt aber ein, dass „eine erhebliche Störung nach wie vor vorliegt“. Erneut legt Alfred Schütze beim Amt für soziale Angelegenheiten Widerspruch ein und fordert sogar eine Heraufstufung auf 100 Prozent.

Dies begründet er mit bekannten Problemen wie Angstzuständen und Essstörungen. Und: „Sie hat sich in ihrem Wesen völlig verändert und zu einem Menschen entwickelt, den wir kaum noch erkennen.“ Es schockiert den Vater (und andere), dass im Haus seiner Tochter immer chaotischere Zustände herrschen. „Ich könnte das Heulen kriegen.“

Erstmals fällt der Begriff „Messie-Syndrom“. Heike Hein sammelt und hortet alles, sie wirft nichts weg und kauft Neues hinzu. Das gesamte Haus erstickt im Chaos. Eine „Bilderbuch-Karriere“, um die psychische Erkrankung zu erklären und zu verstehen. Die Mutter kauft nicht eine Tüte Nudeln, sondern gleich zehn - aus Furcht, bald wieder in einen Supermarkt fahren zu müssen.

Heike Hein trennt sich von nichts - ihre Verlustängste erklärt der Vater mit Erinnerungen an die Tat: „Sie konnte Tochter Jasmin nicht beschützen, das Kind wurde entführt. Und auch für Alexander im Mutterleib konnte sie nichts tun.“ Das belastet. Heike Hein ist sehr krank. „All meine Kraft habe ich auf die Kinder konzentriert“, sagt sie.

Für mehr reicht das „Leben“ nicht. Es wirkt er wie Hohn, wenn ein weiterer Gutachter die Entschädigung auf 40 Prozent herabsetzen will. Anders nun ein neues Gutachten aus dem Universitätsklinikum Bonn: Es spricht von einer posttraumatischen Belastungsstörung, die in den vergangenen Jahren „eindeutig zugenommen“ hat, und beziffert die Schädigungsfolgen deshalb auf 100 Prozent. Inzwischen beschäftigt die Einstufung der Schädigungsfolgen das Landessozialgericht, die Klägerin wird dabei durch den Sozialverband VdK vertreten.

Am Heiligabend 2005 stirbt Alexander. Ein Rückschlag, doch die Mutter ist dankbar für die 14 Jahre mit dem behinderten Jungen. Jetzt will sich Heike Hein mehr um Jasmin und Benjamin kümmern und für sich kämpfen - gegen die Krankheit und für deren Anerkennung.

Die 45-Jährige braucht dringend Hilfe, professionelle und menschliche. Denn Opfer wird sie ihr Leben lang bleiben.

Das durchstoßene Herz

Bei der Flugkatastrophe von Ramstein verbrennt auch die Zukunft von Roland Fuchs

Manchmal, sagt Roland Fuchs, da lege er sich im Sommer schon am Vormittag zum Schlafen. Um dann nachts wach sein zu können zum Arbeiten. Nachts, Wenn die Temperaturen draußen und in der Wohnung angenehm kühl sind. Wenn die Sonne nicht mehr auf seinen Körper brennt und diese schier unerträglichen Schmerzen verursacht. Schmerzen, die auch nach fünf Jahren nicht gewichen sind.

Fünf Jahre nach der Katastrophe von Ramstein. Nach einem waghalsigen Flugmanöver, das mit einem brennenden Inferno endete. 70 Menschen starben, 450 wurden schwer verletzt. Tausende trauern und leiden noch heute. Und sie werden es ein Leben lang tun.

„Als ich das erste Mal wieder mit einigermaßen klarem Verstand zu mir komme, habe ich einige Wochen hinter mir, in denen mein Leben an einem ziemlich dünnen Faden hing.“ Mit diesen Worten beginnt Roland seine Aufzeichnungen über einen Sonntag, „der für uns - das waren meine fünfjährige Tochter Nadine, meine Frau Carmen und ich - so begann wie viele Sonntage: Wir machten uns frühmorgens auf, um irgend etwas zu unternehmen. Diesmal war es der Flugtag in Ramstein.“

Als Roland die Zeilen schreibt, sind viereinhalb Jahre seit dem Unglück vergangen. Eigentlich habe er schon früher mit den Aufzeichnungen anfangen wollen, sagt er und verschweigt seine Angst davor nicht. Jedes Wort ist ein Stück Erinnerung. „Aber die will ich nicht verdrängen, niemals. Und deshalb habe ich geschrieben, und deshalb werde ich es fortsetzen.“



Rhein-Zeitung vom 21. August 1993

Er tut es, obwohl es schmerzt. Nicht nur im Herzen. Für eine handgeschriebene Seite braucht der 28jährige einen halben Tag, seine Finger sind von schweren Brandverletzungen gezeichnet, teilweise gelähmt. „Die Hand eines Siebzigjährigen“, sagt er mit leiser und gedrückter Stimme.

Man habe ihm angeboten, das Erlebte zu diktieren und schreiben zu lassen. Das lehnte Roland ab. Sprechen ist nicht Schreiben. Schreiben bringt Gefühle. Noch einmal durchlebt der junge Mann die schönen Stunden Sonntags. Und jene, die er lange nicht einordnen konnte. Erinnert sich daran, dass sie schon auf dem Heimweg waren, um dem Stau zu entgehen.

Als sich die italienischen Maschinen am Himmel zum „Herz“ formierten und er sich noch einmal umschaute. Als eines der Flugzeuge direkt auf uns zu flog, begriff ich die Gefahr. Das war keine Show mehr. Ich schrie noch: Renn! Aber Carmen schaute mich nur noch mit großen Augen an. Als wollte sie sagen: Es reicht ja doch nicht mehr. Sie brachte nur noch ein abgehacktes Au über die Lippen.

Wie schwer müssen Roland Fuchs vor allem die nächsten Zeilen gefallen sein. Er beschreibt Minuten, die niemand errahnen kann, der sie nicht erlebt hat. „Beim Aufstehen merkte ich, das etwas Nasses von meinen Armen, meinem Rücken und meinem Gesicht hing. Ich dachte, es wäre irgendein Kleidungsstück oder Fetzen von einem Tuch, das mir vielleicht jemand übergeworfen hatte, um die Flammen zu löschen. Aber es war meine Haut. Die - je mehr ich daran zog - immer länger wurde. Ich fügte mir auf diese Weise höllische Schmerzen zu.

Der Vater findet seine kleine Nadine: Sie lag am Boden auf dem Bauch. Ihre langen, blonden Haare waren ganz weg gebrannt. Ihr Gesicht, ihre Hände. Arme und Beine total verbrannt. Und auch das Kleidchen brannte noch. Ich wälzte sie am Boden, versuchte die Flammen mit meinen Händen zu

ersticken. Es gelingt ihm nicht. Ohnmacht gegen die Naturgewalt Feuer. Dann kommen Helfer und nehmen ihm Nadine ab. Dass die Fünfjährige zwölf Tage später stirbt und auch seine Frau unter den Todesopfern ist, erfährt Roland Fuchs erst lange danach. Er selbst trägt schwerste Verletzungen davon, 60 Prozent seiner Haut sind verbrannt. Die Erinnerungen formuliert er so: „Ein Überleben, das in den folgenden Monaten bestraft wurde mit physischen und psychischen Schmerzen.“

Erinnerungen, von denen Roland zunächst nicht weiß, ob er sie geträumt hat oder ob sie Wirklichkeit sind. Diese Zweifel – die auch ein Stück Hoffnung waren – sind längst begraben. Rolands Schicksal.

Roland - einer von über 300 000 Menschen, die am 28. August 1988 auf den amerikanischen Luftwaffen-Stützpunkt Ramstein in der Pfalz zum internationalen Flugtag gekommen sind. Viele kennen das Spektakel seit Jahren, wollen es wieder hautnah erleben.

An einem Sonntag, der sich in sommerlichen Temperaturen wiegt. Volksfest-Stimmung. Vergnügen für Kinder und Erwachsene. An einem Tag aber auch, an dem modernste Technik bewundert werden darf. Und vor allem soll. „Von Militär-Fanatikern und zivilen“ Ausflüglern. Sie alle erleben eine Schau mit - zunächst - perfekter Show. Menschen demonstrieren, wie sie Maschinen und Motoren beherrschen - scheinbar bis zum äußersten. Nervenkitzel. Auch das ist es, was die Zuschauer fasziniert.

Bis gegen 16 Uhr.

In diesen Minuten sind zehn Maschinen der italienischen Flugstaffel "Frecce Tricolori" dröhnend in den blauen Himmel gestiegen.

Die Kunstflug-Formation ist durch waghalsige Manöver bekannt. Von ihren Unglücken mit tödlichem Ausgang spricht niemand. An diesem Tag soll die schwerste Katastrophe folgen.

Um 15.44 Uhr wird die Figur „Das durchstoßene Herz“ geflogen. Plötzlich berühren sich zwei Maschinen des Typs „Aermacchi MB 339 A“ in nur 30 Metern über dem Boden und drücken eine dritte Maschine nach unten. Diese explodiert und stürzt als riesiger Feuerball in die Zuschauermenge.

Ein flammendes Inferno.

Ein gutes Jahr später gibt in Bonn ein Parlamentarischer Abschlussbericht nüchtern und sachlich einem der drei italienischen Solo-Piloten die alleinige Schuld. Weder deutsche noch amerikanische Dienststellen treffe eine Mitschuld an dem schweren Unglück, erklärt der CDU-Wehrbeauftragte Bernd Wilz übereinstimmend mit seinem FDP-Kollegen.

Gleichwohl fordern beide ein neues Konzept für militärische und zivile Flugtage mit verschärften Sicherheitsbestimmungen. Es dürfe keine „Sensationskitzel“ mehr geben. Eine späte Einsicht. Proteste gegen die Flug-Schau gab es lange vorher. Auch Ramsteins Bürgermeister Julius Divivier (CDU) trug den Wunsch vor, darauf zu verzichten. Immer wieder hatte er Proteste aus der „linken Szene“ beobachtet und dabei gedacht: „Es wäre das Schlimmste, wenn nun ein Unglück passieren würde.“

Sein Vorschlag sei bei den Amerikanern allerdings auf strikte Ablehnung gestoßen. Irgendwann, sagt Divivier heute, habe er dann einen Flugtag weder befürwortet noch abgelehnt „denn ich hatte erkannt, wie gering mein Einfluss ist“.

Der Bürgermeister atmet schwer: „Eine gewisse Tragik liegt schon darin, dass ich die Katastrophe befürchtet habe, die Sache aber laufen ließ.“

Mehrfach hatten auch Kreistag und Stadtrat von Kaiserslautern - mit den Stimmen von SPD und CDU - alternativ ein deutsch-amerikanisches Freundschaftsfest vorgeschlagen. Bereits 1984 war Landrat Tarter beauftragt worden, mit den zuständigen Dienststellen der US-Luftstreitkräfte Verhandlungen mit dem Ziel aufzunehmen, „den geplanten Flugtag ausfallen zu lassen“. Begründung: „Gefährdung von Menschen in unserem dichtbesiedelten Raum“.

Die SPD-Landtagsfraktion verlangte über Jahre hinweg von der damaligen CDU-Landesregierung, sich für ein Fest ohne Flug-Vorführungen einzusetzen, und sah sich daraufhin vom politischen Gegner eines „latenten Anti-Amerikanismus“ bezichtigt. Die Evangelische Kirche der Pfalz schließlich appellierte an ihre Mitglieder, dem militärischen Flugtag in Ramstein fern zu bleiben.

Allen Diskussionen zum Trotz: 300 000 Menschen wollen das Geschehen sehen. Doch gegen 16 Uhr erstarrt ihre Freude zu Entsetzen. Zu lauten Schreien, vor Panik, vor Schmerzen. Zu einer Stille für immer.

Am 2. November 1988 fordert die Katastrophe ihr 70. Todesopfer: Ein 40-jähriger Soldat stirbt in einer Spezialklinik von Hannover aufgrund seiner schweren Lungenschäden. Roland Fuchs kämpft im Bundeswehr-Zentralkrankenhaus Koblenz zu diesem Zeitpunkt noch immer um sein Leben. Auf die Frage nach seiner Tochter und seiner Frau erhält er beruhigende Antworten. Einige widersprüchliche Aussagen machen ihn immer misstrauischer. Als schließlich ein Arzt und ein Pfarrer gemeinsam die Todes-Nachricht übermitteln, sieht er seine Vorahnungen bestätigt: „Da habe ich fast durchgedreht.“

Es ist nicht nur die Trauer, die schmerzt, es sind auch Vorwürfe. Die habe ich auch heute noch. Nadine konnte nicht entscheiden, ob sie mit wollte oder nicht.“ Hinzu kommt: Noch am Vortrag hatte meine Mutter gesagt: Lasst das Kind doch hier, es ist zu laut und zu warm.“ Doch die Eltern nehmen Nadine mit. Der Sonntag, das war immer ein Familientag. Mal fuhren sie zum Baggersee, mal zu einem Volksfest. Und diesmal, so hat es Roland aufgeschrieben, diesmal eben zum Flugtag in Ramstein. Es wird der letzte gemeinsame Ausflug, ein Schicksalsschlag, den Roland Fuchs kaum in Worte fassen kann.

Wie nüchtern und kalt hört sich dagegen die Bilanz beim rheinland-pfälzischen Innenministerium an, das über sein „Amt für Verteidigungslasten“ in Koblenz die finanzielle Entschädigung der Betroffenen abwickelt. Eine Bilanz in Zahlen und nach Paragraphen. Gefühle sind hier nicht gefragt. Das Gesetz hat das Wort. Und die Macht. Wo sie Freiraum einräumte, sei „nicht kleinlich“ entschieden worden. Was immer das in Bezug auf den Verlust eines Menschen oder die lebenslangen Schmerzen heißen kann. Eine verbrannte Hose ist schnell ersetzt, was aber „kostet“ das Leid? Wer will die Qualen einstufen - die inneren vor allem? Die „Verteidigungslast“ ist Neutrum. Für Schicksale stehen Ordner. Namen sind Fälle. Die meisten konnten mit Stempel und Unterschriften für „erledigt“ erklärt werden. Ramstein ist zu den Akten gelegt.

Für die Statistik bleibt: 1425 Anträge auf Entschädigung für Personen- und Sachkosten waren eingegangen, 1393 gelten heute als „endgültig“ abgeschlossen, auch wenn zum Teil noch über Jahre gezahlt werden muß. So erhalten derzeit 26 Betroffene eine monatliche Rente. Insgesamt wurden bisher mehr als 25 Millionen Mark ausbezahlt. An Opfer, Angehörige und an Versicherungen. Für Heilkosten, Verdienstausfall, Unterhalt und

Sachschäden. Für Schmerzensgeld und auch für Beerdigungen. „Schnell und unbürokratisch“ lobte der ehemalige Innenminister Rudi Geil (CDU) die Arbeit des Amtes ein Jahr nach der Katastrophe.

Von einem teilweise „widerwärtigen Feilschen“ zwischen Anwälten und Verwaltung sprach damals Rudolf Scharping in der Rolle des SPD-Oppositionsführers. Die heutige Bilanz des Ministeriums: 18 Personen waren mit den gezahlten Entschädigungen nicht zufrieden und bemühten Gerichte.“ Das Entschädigungs-Geld wird übrigens zunächst über den Bundeshaushalt finanziert, doch rund 80 Prozent sollen durch die Alliierten wieder zurückfließen - „in erster Linie“ durch die Italiener. Die Schuld muss bezahlt werden.

So lebenswichtig die finanzielle Entschädigung für manch einen Betroffenen ist, sie kann das Leid nicht verdrängen. Geschweige bewältigen. Im Gegenteil. Als eine Frau die Nachricht erhält, daß ihr das Amt für Verteidigungslasten nur eine Rente von 280 Mark zuspricht, weil das Einkommen ihrer Tochter und auch eine später zu erwartende Erbschaft von der Oma in die Kostenbewertung einbezogen werden, erleidet die Witwe einen gesundheitlichen Rückschlag. Der ohnehin geschwächte Körper reagiert auf die neue Belastung sofort. Eine Aufgabe für Anwalt und Arzt.

Doch es sind nicht allein Verletzte oder Hinterbliebene der Todesopfer, die noch heute unter den Folgen der Katastrophe leiden. Da ist zum Beispiel der junge Feuerwehrmann, der Minuten nach dem Unglück einen Schaumteppich über die Unglücksstelle legen musste und sich noch heute nicht von der Vorstellung lösen kann, lebendige Menschen darunter begraben zu haben. Da sind Polizeibeamte, die bis zur Unkenntlichkeit verbrannte Opfer identifizieren sollten und den Angehörigen schließlich doch keine klare Auskunft geben konnten.

Da ist die Krankenschwester, die nach ihrem Dienst nach Hause kam und nur noch zitterte. Die noch immer Angst hat, wenn Flugzeuge übers Haus fliegen. Und da ist schließlich die Frau eines Helfers, die das Klagen ihres Mannes nicht mehr ertragen kann. Seine Ängste und das Suchen nach einem Kind das er aus den Flammen rettete. Sie alle sind Opfer, die in keiner Statistik als Opfer registriert sein werden.

Die Toten sind begraben, die Verletzungen behandelt. Gegen bleibende Schmerzen wird es lindernde Medikamente geben. Um die seelischen Wunden aber kümmert sich kaum jemand. Gerade sie aber sind ungleich schwerer zu ertragen. Nicht selten enden sie in tiefen Depressionen.

Manchmal sogar im Freitod. Als ein Jahr nach der Katastrophe Professor Dr. Wollram Schüffel, Chefarzt der Abteilung Psychosomatik im Zentrum der Universität Marburg, in Kaiserslautern anruft und sich über den Stand der psychosozialen Nachsorge der Angehörigen, lebenden Opfer und Helfer erkundigt, wird der Arzt Hartmut Jatzko aus Krickbach bei Kaiserslautern erstmals für das Thema sensibilisiert.

Fast zeitgleich wird in das Kaiserslauterner Klinikum ein junger Mann gebracht, der in der Innenstadt beim Überflug einer Galaxy in Panik geriet. Dieser Mann hatte am Flugtag eine „Hitzeschock-Lunge“ sowie durch über ihn flüchtende Menschen Verletzungen beider Beine erlitten. „Nun wurde uns plötzlich deutlich, dass in unserer Region viele Menschen leben müssen, die neben körperlichen Verletzungen psychische Reaktionen zeigen, schildert die Psycho-Therapeutin Sybille Jatzko. Zusammen mit ihrem Mann, der Internist und Leiter der Abteilung Psychosomatik am Klinikum Kaiserslautern ist, und dem Diplom-Psychologen Heiner Seidlitz, Leiter der Telefonseelsorge in Kaiserslautern, will sie sich fortan der Betreuung von Betroffenen widmen.

Da ist die Krankenschwester, die nach ihrem Dienst nach Hause kam und nur noch zitterte. Die noch immer Angst hat, wenn Flugzeuge übers Haus fliegen. Und da ist schließlich die Frau eines Helfers, die das Klagen ihres Mannes nicht mehr ertragen kann. Seine Ängste und das Suchen nach einem Kind das er aus den Flammen rettete. Sie alle sind Opfer, die in keiner Statistik als Opfer registriert sein werden.

Die Toten sind begraben, die Verletzungen behandelt. Gegen bleibende Schmerzen wird es lindernde Medikamente geben. Um die seelischen Wunden aber kümmert sich kaum jemand. Gerade sie aber sind ungleich schwerer zu ertragen. Nicht selten enden sie in tiefen Depressionen.

Manchmal sogar im Freitod. Als ein Jahr nach der Katastrophe Professor Dr. Wollram Schüffel, Chefarzt der Abteilung Psychosomatik im Zentrum der Universität Marburg, in Kaiserslautern anruft und sich über den Stand der psychosozialen Nachsorge der Angehörigen, lebenden Opfer und Helfer erkundigt, wird der Arzt Hartmut Jatzko aus Krickenbach bei Kaiserslautern erstmals für das Thema sensibilisiert.

Fast zeitgleich wird in das Kaiserslauterner Klinikum ein junger Mann gebracht, der in der Innenstadt beim Überflug einer Galaxy in Panik geriet. Dieser Mann hatte am Flugtag eine „Hitzeschock-Lunge“ sowie durch über ihn flüchtende Menschen Verletzungen beider Beine erlitten. „Nun wurde uns plötzlich deutlich, dass in unserer Region viele Menschen leben müssen, die neben körperlichen Verletzungen psychische Reaktionen zeigen, schildert die Psycho-Therapeutin Sybille Jatzko.

Zusammen mit ihrem Mann, der Internist und Leiter der Abteilung Psychosomatik am Klinikum Kaiserslautern ist, und dem Diplom-Psychologen Heiner Seidlitz, Leiter der Telefonseelsorge in Kaiserslautern, will sie sich fortan der Betreuung von Betroffenen widmen.

Der Weg zur Hilfe ist zunächst mit bürokratischen Stolpersteinen gepflastert. Das Amt für Verteidigungslasten gibt keine Namen frei: Datenschutz. Deshalb hofft Hartmut Jatzko, über die Ausstrahlung der Telefonnummer des Kaiserslauterner Krankenhauses in einer Fernseh-Sendung mit Betroffenen Gespräch zu kommen. Es gelingt tatsächlich. Doch nun stellt sich Jatzkos Arbeitgeber quer: Die Nachsorge müsse „Privatsache“ bleiben. Begründung: Das Unglück habe sich im Landkreis ereignet, deshalb sei das Krankenhaus der Stadt nicht zuständig.

Hartmut Jatzko, seine Frau und Heiner Seidlitz nehmen die Herausforderung dennoch an - bis heute privat. Das Trio arbeitet ehrenamtlich - am Abend, am Wochenende und im Urlaub. Finanzielle Zuwendungen vom Land sowie von den Kirchen der Diözese Speyer werden für Reise-, Übernachtungs- und Verpflegungskosten der Betroffenen verwendet. Die Gruppe mit annähernd 40 Personen trifft sich seit April 1989 einmal im Monat in der Nähe von Kaiserslautern.

Was Jatzko befürchtet hat, sieht er schon bald bestätigt: Alle leben mit einem Trauma, und keiner wird alleine damit fertig. Sie leben mit Wut und Zorn mit Ängsten und Ohnmacht. Mit Einsamkeit und einer bleiernen Müdigkeit. Mit Schock über Geschehenes und Sehnsucht nach einem Verstorbenen. Mit unterschiedlichen Reaktionen: Schlaf- und Gedächtnisstörungen sind es bei den einen. Schuldgefühle wegen des Überlebens, wo andere sterben mussten bei den anderen. „Das traumatische Erleben sitzt bei manchen so tief, dass das gesamte Sein in Frage gestellt wird - das Handeln, das Verhalten, das Aussehen. Alles wird korrigiert, bis hin zur Kleidung. Das Leben muss neu sortiert werden“, sagt Hartmut Jatzko. Deshalb ist Reden wichtig. Reden, reden. Immer wieder reden.“ Eine energische Handbewegung unterstreicht seine Worte.

„Menschen, die die Katastrophe erlebt haben, müssen darüber sprechen. Ständig. Je mehr gleichermaßen Betroffene sie finden, um so besser können sie von der Tiefe des Geschädigtseins Abschied nehmen.“ Doch das Reden in der eigenen Umgebung werde zunehmend schwer, weil es immer weniger Zuhörer gibt. Viele Außenstehende sind einfach nicht mehr dazu bereit.

Die Gruppe ist es. Eine Schicksals-Gemeinschaft. Menschen unterschiedlicher Herkunft zwar. gleichermaßen betroffene. Menschen, die in ihrer Trauer nicht beschwichtigt werden dürfen nach dem Motto: Du bist noch jung und wirst einen neuen Partner finden.“ Oder: „Freue dich, dass eines der beiden Kinder überlebt hat.“ Verschweigen nutze ebenso wenig wie Beschönigen. Wir müssen die seelische Verletzung würdigen, und das müssen die Betroffenen spüren“, sagt Sybille Jatzko. Was heißt: „Jeder darf klagen und jammern. Wir haben nicht das Recht, die Menschen in ihrer Trauer zu bewerten. Trauer ist das Schlimmste und jede Reaktion legitim: Wer alle Andenken des Verstorbenen bewahren will, soll das tun. Und wer die Wohnung nicht umräumen will, soll es bleiben lassen.“

Das Bewältigen der Trauer braucht Zeit. Bei den einen sind das wenige Monate. bei anderen viele Jahre. Wie immer sie sich äußert - ob in Wut, Ärger oder in Tränen -, nur durch Reden könne sie überwunden werden, wiederholt sich Hartmut Jatzko. Die Betroffenen brauchen kein theoretisches Wissen von scheinbar Wissenden. Die Wissenden sind die Trauernden selbst. Nur sie spüren, wie tief die Trauer wirklich sitzt. Wir dürfen sie nicht vermindern wollen, sondern müssen die Menschen voller Würde und Respekt begleiten. Seine Erfahrungen hat Hartmut Jatzko in Vorträge gefasst, mit denen er bundesweit Anerkennung findet. Der Arzt aber hat nicht geschrieben, um Lobesworte zu ernten. Seine Zukunft ist vielmehr von einer Angst geprägt: - wir müssen mit weiteren Katastrophen rechnen, weil es die Technik gibt.“

Jatzko denkt an Flugzeug-Abstürze, an Unfälle wie im Brüsseler Fußball-Stadion, an Massen-Karambolagen auf der Autobahn. Unglücke, nach denen weder Opfer noch Hinterbliebene noch Helfer allein gelassen werden dürfen. „Katastrophen-Nachsorge im psychosozialen Bereich muss jeder Rehabilitation im körperlichen gleichgestellt werden.“ Sie dürfe vor allem nicht „dem Zufall privater Initiative überlassen, sondern müsse in die Katastrophen-Pläne aufgenommen werden“. Der Arzt fordert außerdem den „Anwalt der Betroffenen“ - ein von Ämtern unabhängiges Gremium, das alle Angelegenheiten gegenüber Behörden regelt, aber auch umgehend individuelle Hilfen koordiniert.

Auch Roland Fuchs will reden, doch in der Öffentlichkeit fällt ihm das schwer. Nur mit seiner Freundin könne er sich über all das Schreckliche unterhalten, sagt er. Doch gerade da kommt eine neue Angst, dass die ständige Erinnerung die Beziehung kaputt machen könnte. Deshalb schweigt Roland oft. Oder er geht zum Friedhof: „Dann stehe ich da und denke: Was machst du hier? Das ist nicht normal. Nicht in diesem Alter.“

Manchmal sehe er auch in die frühere Wohnung im Haus seiner Schwiegermutter, in der das Zimmer von Nadine noch immer unberührt ist. Und hin und wieder sitzt der junge Mann auch nur ganz einfach auf dem Sofa. Versucht, die Erinnerung beiseite zu schieben. Ich darf mich nicht hängen lassen. Das ist das letzte, was meine Frau und mein Kind gewollt hätten. Und dann ist sie wieder da, die Angst. Bisher, sagt Roland Fuchs, da sei er abgelenkt gewesen. Durch seine eigene Krankheit und auch durch den Ärger mit Behörden. Zweimal musste er gerichtlich vorgehen, um als Schwerstbehinderter nicht zurückgestuft zu werden.

Zwar hatte das Koblenzer Zentral-Krankenhaus ihm „keinerlei mechanische Belastung der Finger“ attestiert, ein von der LVA in Auftrag gegebenes

Gutachten aber mutet ihm „Heben und Tragen bis zirka zehn KG sicher zu“ und kommt zu dem Fazit : “Wenn der Versicherte jetzt auf sein Rentnerdasein fixiert ist und eine Berufsförderung nicht mehr wünscht, dann kann man ihm nicht helfen ...

Wie gerne würde der ehemalige Schreiner arbeiten. Oder umschulen. Er kann es nicht, weil die Wunden schmerzen und weil die nächste Operation ansteht. Roland Fuchs blättert im Foto-Album. Sieht Nadine mit ihren strohblonden Haaren, sieht seine hübsche Frau. Wieder Vorwürfe – vor allem wegen der kleinen Tochter. Er bedauert, dass keiner ihn warnte vor einer möglichen Gefahr. Auch deshalb möchte er - wie andere Betroffene - in der Stadt Ramstein einen Gedenkstein mit den Namen der Opfer errichtet haben.

Der Stadtrat sprach sich dagegen aus: Ein Gedenkstein stehe auf dem Flugplatz, jeder Betroffene habe Zutritt – freilich nach Anmeldung in der Stadterwaltung. Trauer nach Dienstplan. Und Bürgermeister Julius Divivier formulierte in einem Brief an Roland Fuchs: „Wir werden Leid nicht mit Gedenksteinen bewältigen können - unser Land müsste übersät sein damit.“

Ramstein, sagt Divivier, hätte das Unglück „registriert“, aber man sei „längst zur Tagesordnung übergegangen“. Er als Bürgermeister müsse die Amerikaner als Wirtschaftsfaktor sehen: „Alles hat seine Zeit - die Trauer und die Freude. Und nach einer Zeit des Abstandes müssen wir Mut finden zu neuen Sachen. Die Region muss leben.“ Zukunft ohne Erinnerung?

Ihre Trauer bewältigen werden nicht alle, aber viele werden vielleicht damit leben können“, sagt Hartmut Jatzko. Roland weiß, wie schwer das sein wird: „Richtig glücklich werde ich nie mehr.“

Wieder einmal hat er am Grab seiner Tochter Nadine gestanden.
Sie wäre am 12. August zehn Jahre alt geworden

Der folgenschwere Zusammenstoß der italienischen Militärmaschinen im azurblauen Himmel über 350 000 Zuschauern hat das erste Leben von Roland Fuchs beendet. Im zweiten ist er vor fünf Jahren eine neue Beziehung eingegangen, die beiden Kinder Sabrina (4) und Corinna (1) machen ihn zum glücklichen Vater. Vergleichen will und kann Roland Fuchs seine beiden Leben nicht, das Nacheinander aber wird für ihn oft zum Nebeneinander. Immer dann, wenn die Gegenwart von der Vergangenheit eingeholt wird - und das ist täglich. Eine Gratwanderung, mit der Roland leben muss - und in Erinnerung an die Toten leben will. Auch wenn das für ihn und seine Frau Elisabeth manchmal nicht einfach ist.

Zehn Jahre nach der Flugtag-Katastrophe hat Roland (32) nichts vergessen: „Es ist, als wäre alles gestern geschehen.“ Er senkt den Kopf, schaut wieder nach oben: „Man lernt, damit zu leben. Ich bin so weit, dass ich nicht mehr gleich losweinen muss, wenn ich von früher erzähle. Ich kann mit der Erinnerung umgehen, hin und wieder dabei sogar lachen.“ Er stockt: „Aber man lernt eben nie aus. Und manchmal denke ich, ich stehe ganz am Anfang.“

Ganz am Anfang, das ist der 28. August 1988. Roland, Carmen und Tochter Nadine (5) machen sich nach ein paar vergnüglichen Stunden bereits vor Ende des Flugtages auf den Heimweg, um dem drohenden Verkehrsstau zu entgehen. In diesem Augenblick formieren sich am Himmel die fünf Maschinen der italienischen Staffel „Frecce Tricolori“ zum „Durchstoßenen Herz“. Es wird eine tödliche Show. Roland dreht sich beim Weggehen um, erkennt die Gefahr und schreit seiner Frau noch zu: „Renn!“ Später erinnert er sich: „Carmen schaute mich nur mit großen Augen an. So, als wollte sie sagen: „Es reicht doch nicht mehr.“

Und so ist es. Roland spürt etwas Nasses an Armen, Rücken und Gesicht und glaubt, jemand habe ihm ein Tuch übergeworfen, um Flammen zu ersticken. Dann erst merkt er: Es ist seine zerfetzte Haut. Trotzdem sucht der Vater nach seiner Tochter. Er findet Nadine schließlich: „Sie lag am Boden auf dem Bauch. Ihre langen blonden Haare waren ganz verbrannt. Ihr Gesicht, ihre Hände, Arme und Beine - total verbrannt.“ Roland hebt Nadine auf, will ihr brennendes Kleidchen mit seinen Händen löschen. Dann kommen Helfer und entreißen ihm das Kind.

Dass die Fünfjährige stirbt und auch seine Frau unter den Toten ist, erfährt Roland erst lange danach. Er liegt mit schwersten Verletzungen im Koblenzer Bundeswehrkrankenhaus, 60 Prozent seiner Haut sind verbrannt. Wochen und Monate kämpfen die Ärzte um sein Leben - mit Erfolg. Darüber freuen aber kann sich Roland lange nicht. „Am Anfang wäre ich am liebsten gestorben - allein wegen der Schmerzen. Immer wieder hoffte ich, dass sie mir etwas geben...“ Erhält inne. „Und dann war ich richtig enttäuscht, als ich wieder wach wurde.“

Jetzt, sagt Roland, ist er frei von dem Gedanken, sich umbringen zu wollen. „Aber ich habe auch keine Angst mehr vor dem Tod oder vor dem Alter.“ Seine leise Sprache wird energischer: „Von der Zeit, wo ich lebe, möchte ich was haben. Andererseits mache ich mir keine Sorgen, ob das Ende in einem Jahr, in fünf oder in zehn Jahren kommt.“

Er wird nachdenklich: „Die Ärzte haben mir kein abschließendes Gutachten gegeben. Vielleicht wissen sie mehr als ich. Beim nachgeschobenen „Egal“ schaut der 32jährige seine Frau an und lächelt: „Ich darf es mir jetzt eigentlich nicht mehr so einfach machen.“ Das neue Leben, die neue Familie hat ihn in die Pflicht genommen.

Elisabeth lernt Roland in der Reha kennen, sie ist Schwesternschülerin. Die beiden verstehen sich und halten Kontakt über die Entlassung hinaus. Irgendwann hat es sich dann „so ergeben“. Doch die Liebe wird anfangs von Ängsten begleitet.

„Ich wollte nie mehr eine Beziehung eingehen. Nie mehr“, erinnert sich Roland. Ich wollte das alles nicht ein zweites Mal erleben, redete mir ein: „Wenn du einmal soviel Pech gehabt hast ... Da kommt zwangsläufig die Angst vor dem erneuten Verlieren eines Menschen.“

Weder Roland noch Elisabeth können sich vom Gedanken freisprechen, dass der andere Partner aus Mitleid handeln könnte. Doch beide verwerfen diesen Gedanken schnell. Elisabeth: „Er hätte es gemerkt.“ Roland: „Das könnte nur ein paar Wochen gutgehen, höchstens ein paar Monate.“ Fügt hinzu: „Außerdem habe ich nie versucht, Mitleid zu erregen. Im Gegenteil: Freunde sehen mich eher lustig.“

Woher er die Kraft dazu nimmt - „ich weiß es nicht“. Was Roland sehr wohl weiß: „Ich wäre nicht soweit, wenn ich diesen Schwung nicht hätte.“ Seiner Frau wird dabei manchmal bange um seine Rest-Gesundheit: „Man muss ihn bremsen. Ich muss ihm das Gefühl nehmen, dass ein Mann alles schaffen muss. Er braucht mir, den Kindern oder anderen doch nichts beweisen.“

Roland aber ertappt immer wieder sein schlechtes Gewissen: „Elisabeth muss acht Stunden arbeiten.“ Er schaut ins Leere: „Ich würde gerne arbeiten, aber ich muss einsehen: Es geht nicht.“ In der Öffentlichkeit bleibt Scham darüber. Roland erinnert sich an die Aufnahme von Sabrina in den Kindergarten. In einem Formular soll der Beruf des Vaters angegeben werden. „Ich habe

überlegt: Schreibst du jetzt ‚Rentner‘?“ Er tut es nicht, sondern macht einen Strich.

Das neue Leben zu akzeptieren, fällt auch nach zehn Jahren schwer. „Man lernt durch die Zeit und durch Erfahrung.“ Und auch das Zusammentreffen in der Nachsorge-Gruppe mit gleichsam Betroffenen hilft. Entscheidend aber ist für Roland: „Bei allem, was ich aufbaue an Stärke, das beweise ich meinen Angehörigen, die umgekommen sind.“ Kurze Pause. „Hätte ich mich hängen lassen sollen oder mit dem Trinken beginnen? Was hätte meine heute 15 Jahre alte Tochter dazu gesagt?“

Doch Roland kann nicht stark genug sein, um über Kränkungen - und sind sie auch noch so unbewusst – hinweg zuhören. „Wenn die Leute sagen: ‚Dir geht es doch gut.‘ Nur weil ich den ganzen Tag zu Hause bin.“ Wieder wird er energischer: „Wird mein Leid nur akzeptiert, wenn ich mit dem Taschentuch trauere?“ Und muss es ihm gut gehen, nur weil seine meisten Narben unter der Kleidung stecken?

„Wir wären gerne ausgewandert, aber wegen der Kinder geht es nicht“, sagt Elisabeth Fuchs. Sie kennt und sieht die täglichen Qualen ihres Mannes. Bei Kälte werden seine Finger blau und schwarz, es dauert Stunden, bis sie sich in angenehmen Temperaturen regenerieren.

Bei Hitze wird Roland von Kreislaufbeschwerden und Kopfschmerzen geplagt, seine verbrante Haut tut höllisch weh. „Bei Regen und 15 Grad ist es optimal“, sagt er. „Aber soll ich die Kinder bei schönem Wetter alleine zum Sonntagsausflug schicken - das ist doch keine Familie.“ Also leidet er lieber, sucht stets nach schattigen Plätzen.

Doch selbst in den Stunden der Freude wird Roland Fuchs von der Erinnerung eingeholt: Wenn er über eine von vielen Menschen zertretene Wiese geht oder über einen Parkplatz, „dann ist es wieder da“. Und wenn seine Frau nachts seinen aufgeregten Atem spürt, dann ahnt sie: „Jetzt rennt er weg vor irgendwas.“

Vom Unglück hat er noch nie geträumt, sagt Roland und weiß: Das Unglück findet in anderen Bildern statt. Wie oft schon ist er schweißgebadet aufgewacht, nachdem ein Pizzabäcker ihm heißes Fett aus der Friteuse über gegossen hat. Das Öl steht für Cerosin, der Pizzamann für die italienische Flugstaffel. Der Traum für die Ramstein-Katastrophe. Ein Alptraum.

„Nichts mehr ist wie früher, gar nichts“ sagt Roland. „Du bist unterwegs, und in Sekunden verändert sich alles. Die Familie ist weg, deine Gesundheit, deine Arbeit. Das alles muss man erst einmal begreifen.“ Doch dieses Begreifen tut verdammt weh - mehr als die heute noch regelmäßig notwendigen Dehnübungen, weil sich die verbrannte Haut über Nacht zusammenzieht. Die Erinnerung schmerzt ungleich intensiver - „aber ich will nicht, dass sie schwächer wird, ich will an Carmen und Nadine denken“. Und deshalb will Roland Fuchs in seinem zweiten Leben das erste nicht vergessen.

Als vor wenigen Wochen die Bilder vom folgenschweren Zugunglück in Eschede um die Welt gehen, gilt das Mitgefühl nicht nur den Toten und Verletzten und deren Angehörigen. Im Anblick der tagelangen Suche nach Vermissten und der Bergung bis zur Unkenntlichkeit verstümelter Menschen wird schnell deutlich: Szenen wie diese können auch an Helfern und Rettern nicht spurlos vorübergehen.

Opfer sind nicht allein nach offenen Wunden zu definieren, und für die Einsatzkräfte ist die Katastrophe nicht mit dem Verlassen des Unglücksortes „abgehakt“. Eine solche „offizielle“ Erkenntnis und Akzeptanz gab es nicht immer, und sie kommt für viele Betroffene anderer Unglücke zu spät. Für Sybille und Hartmut Jatzko und für Heiner Seidlitz ist sie - so widersprüchlich es klingt - ein „Erfolg“ aus der Flugtag-Katastrophe von Ramstein.

Rückblende ins Jahr 1988. Vier Monate „nach Ramstein“ fragt der Marburger Professor Schüffel, Chefarzt der Abteilung für Psychosomatik an der Uniklinik, aufgrund erster Erfahrungen wegen der Nachsorge-Betreuung von Verletzten und Hinterbliebenen an. Fast zeitgleich wird im Kaiserslauterer Klinikum ein junger Mann eingeliefert, der inmitten der Fußgängerzone auf den Überflug eines Militärflugzeuges mit einem Panikanfall reagiert hat - der Mann war beim Flugtag in Ramstein verletzt worden.

Die Anfrage seines Kollegen und die Erkenntnis aus Gesprächen mit dem Patienten stimmen Hartmut Jatzko nachdenklich. Der Facharzt für Innere Medizin, Psychiatrie und Psychosomatische Medizin vermutet: „In unserer Region leben viele Menschen, die neben körperlichen Verletzungen auch posttraumatische Stressreaktionen aufweisen.“

Die Resonanz auf die mit seiner Frau und Heiner Seidlitz ins Leben gerufene Nachsorge-Gruppe ist unterschiedlich: Immer mehr Betroffene fühlen sich hier verstanden und gut aufgehoben, zum Kern gehören schließlich 50 Personen. Jatzkos Dienstherr dagegen stuft die Arbeit als reine „Privatsache“ ein und will sie auch so erledigt wissen, andere Einrichtungen fühlen sich nicht zuständig. Das Land Rheinland-Pfalz stellt immerhin 8000 Mark pro Jahr für die Abdeckung der Kosten während der Treffen bereit.

Als die Gruppe nach sieben Jahren endlich einen Gedenkstein in der Nähe des Unglücksortes errichten darf - wenn auch erst nach dem Ankauf von einem Stück Gelände - und damit eine wesentliche Forderung der Opfer und Hinterbliebenen erfüllt ist, soll die Arbeit der Gruppe eigentlich beendet werden. Doch das „Helfer-Kleeblatt“ aus der Pfalz erkennt: „Wir können das Ende nicht gestalten. Den Zeitpunkt legen allein die Betroffenen fest.“ Sie haben es bis heute nicht getan. Und niemand kann „berechnen“, wann sie es tun werden.

Zehn Jahre nach der Katastrophe weiß Sybille Jatzko besser als je zuvor: „Die Zeit heilt nicht.“ Denn: Wunden, die heilen, brauchen Zeit. Und die kann unterschiedlich sein.“ Was die Betroffenen gemeinsam haben: „Das Unglück hat kerngesunde Menschen getroffen, es hat ihr Leben in wenigen Sekunden total verändert.“ Lebenslustige Menschen werden ernst, risikofreudige Menschen ängstlich. Frauen verlieren ihre Männer oder umgekehrt, Eltern ihre Kinder. Allein das Wissen, zum Flugtag gefahren zu sein und die Folgen mit verschuldet zu haben, belastet manchmal mehr als die körperlichen Schmerzen.

Mit diesem neuen Leben, dem „Leben nach Ramstein“, werden die meisten alleine nicht fertig. Einige versuchen es - sie schotten sich ab, schlucken Tabletten, beginnen zu trinken. Und scheitern dennoch: Die Erinnerung - das Erlebte, das Erlittene - lässt sich nicht wegwischen.

Das Trauma bleibt. „Man kann sich damit arrangieren“, sagt Sybille Jatzko: „Man fliegt nicht mehr, man fährt nicht mehr mit der Bahn.“ Ein Umgehen, das in voller Absicht, manchmal aber auch ganz unbewusst geschieht. Doch irgendwann drängt der Schmerz der Seele nach außen - ein Hilfeschrei. Nicht immer wird er gehört. Als unglaublich abgetan, weil die Katastrophe bereits länger zurückliegt und eigentlich doch überwunden war. Überwunden sein musste für jene, die sie nur „aus zweiter Hand“ erlebten.

Manchmal wird der Hilferuf sogar fatal missverstanden. Hartmut Jatzko denkt an einen jungen Mann, der „irrtümlicherweise“ sieben Jahre lang in der Psychiatrie behandelt wurde - Schizophrenie, lautete die Diagnose der Ärzte und ihre nachfolgende Therapie. Was sie nicht erkannten: „Die Stimmen, die der Mann hörte, waren Schreie der Menschen von Ramstein.“ Ein Trauma, das er nicht los wurde, weil das Trauma nach Ansicht der Ärzte nicht existierte.

Falsch. Viele Betroffene leiden noch heute unter Ein- und Durchschlafstörungen mit nächtlichen Alpträumen. „Am Tage kann es bei Erinnerungen oder äußeren Hinweisreizen zu Flashback-Episoden kommen, die dann durch Wegspringen, Anklammern oder Pseudohalluzinationen mit Hören der Schreie - ganz wie bei der Katastrophe - den Tagesablauf beeinträchtigen.“ Leiden ohne Ende. „Das Trauma ist eine Verletzung. Eine Verletzung anderer Qualität“, erklärt Sybille Jatzko und fügt hinzu: „Auch wir mussten erst viel darüber lernen.“ Zum Beispiel, „dass das auslösende Ereignis völlig isoliert gespeichert wird und durch Reize hervorgeholt wird, als sei es gestern gewesen.“ So erzählen die Betroffenen ihre Erinnerungen an die Katastrophe vor zehn Jahren heute bis ins kleinste Detail. Die Nachsorge-Gruppe vereint Opfer, Angehörige, Helfer. Sie lässt zu, dass Gefühle formuliert und gelebt werden dürfen: Schmerzen und Ängste, Aggressionen und Emotionen, Trauer und Tränen. Es sind kleine Schritte, die den „Erfolg“ belegen.

Das erste Lachen, ein Zurückfinden zum Partner, der Blick in die Zukunft. Oder das Beispiel einer Betroffenen, die bei dem Unglück Mann und Sohn verloren hat. Die ältere Frau ist gehbehindert, muß sich für die Strecke von der Busstation zum Friedhof ein Taxinehmen, um an das Grab ihrer Angehörigen zu kommen. In unzähligen Gruppen- und Einzelgesprächen wird die Frau stark. So stark, daß sie die Anregung aufgreift, beim Busunternehmen eine Haltestelle direkt am Friedhof durchzusetzen.

isoliert gespeichert wird und durch Reize hervorgeholt wird, als sei es gestern gewesen.“ So erzählen die Betroffenen ihre Erinnerungen an die Katastrophe vor zehn Jahren heute bis ins kleinste Detail.

Die Nachsorge-Gruppe vereint Opfer, Angehörige, Helfer. Sie lässt zu, dass Gefühle formuliert und gelebt werden dürfen: Schmerzen und Ängste, Aggressionen und Emotionen, Trauer und Tränen. Es sind kleine Schritte, die den „Erfolg“ belegen.

Das erste Lachen, ein Zurückfinden zum Partner, der Blick in die Zukunft. Oder das Beispiel einer Betroffenen, die bei dem Unglück Mann und Sohn verloren hat. Die ältere Frau ist gehbehindert, muß sich für die Strecke von der Busstation zum Friedhof ein Taxinehmen, um an das Grab ihrer Angehörigen zu kommen. In unzähligen Gruppen- und Einzelgesprächen wird die Frau stark. So stark, daß sie die Anregung aufgreift, beim Busunternehmen eine Haltestelle direkt am Friedhof durchzusetzen.

„Von diesem Augenblick an war sie eine andere“, erinnert sich Hartmut Jatzko „Die Frau hatte neuen Lebensmut gefunden.“ Nachdenklich: „Sie wäre gestorben ohne Gruppe.“ Ohne Unterstützung von der „Schicksals-Gemeinschaft, die zur Solidar-Gemeinschaft geworden ist“

Ungeschehen oder vergessen machen kann auch die Gruppe das Leid nicht. „Ein erlittenes Trauma muss mit Lebensjahren bezahlt werden“, sagt Sybille Jatzko, „es ist ein Eingriff in die Seele und in die Biologie.“ Nach zehn Jahren sind zunehmend immunologische Veränderungen - fast wie nach einem Strahlenunfall - zu erkennen.

Wer aber will „beweisen“, dass eine Krebserkrankung auf Ramstein zurückzuführen ist? „Anerkannt würde es ohnehin nicht, denn die Behörden

haben einen Schlusstrich gezogen. Spätestens mit der Zahlung des Schmerzensgeldes.

Wegen einer besseren Entschädigung haben sich übrigens Rechtsanwalt Gerhart Baum (Köln) und Professor Elmar Giemulla (Berlin) jüngst im Namen von 100 Opfern an Verteidigungsminister Volker Rühle gewandt. Die Bundesregierung soll mit den USA und Italien einen Schiedsrichter ernennen und ihm die Frage zur Entscheidung vorlegen, ob die Verführung der Kunstflugstaffel in Ausübung des Dienstes vorgenommen wurde.

Es soll also noch einmal geklärt werden, ob es sich bei der geflogenen Figur „Das durchstoßene Herz“ um eine militärische Darstellung oder um einen reinen Showteil gehandelt hat. Allein daraus leitet sich die Entschädigung ab - bisher ist sie aufgrund des NATO-Truppenstatuts erfolgt.

Das heißt: ... gewährt die Vorschrift deshalb grundsätzlich nur eine Entschädigung für psychische Schmerzen, nicht aber für seelische Beeinträchtigungen ... “ Die Antragsteller beklagen deshalb eine „unzutreffende Rechtsgrundlage“ und bezweifeln, daß „die unfallursächliche Handlung wirklich in Ausübung des Dienstes“ vorgenommen wurde. Wird dies auch vom Schiedsrichter so gesehen, müsse eine „Ex-gratia-Entschädigung“ für seelische Beeinträchtigungen folgen.

Für Sybille und Hartmut Jatzko sind die seelischen Kränkungen enorm: Sie reichen von der „mangelnden Würdigung“ der Opfer über „eine fehlende Entschuldigung für das militärische Verhalten“ bis „zur Unwahrheit über die exakte Zahl der Toten“. Will sagen: „Bei der geforderten Entschädigung geht es nicht - oder nicht nur - um eine materielle Sache.

Das Helfer-Kleeblatt“ hat in den zurückliegenden zehn Jahren dazugelernt.

Sybille Jatzko: „Wir haben traumatische Verletzungen begriffen.“ Vor allem: „Wir Eschede, viele andere.“ Aber brauchen dann nicht auch „Helfer“ wie die

Jatzkos Unterstützung? „Ich bin erst dann Opfer, wenn ich sehe“, antwortet Sybille Jatzko spontan: „Wenn ich nur höre, rieche und wahrnehme, bin ich nur Helfer in der zweiten Reihe und stehe nicht - wie die Retter - in der ersten. Solange ich die Augen verschließe, bin ich auch kein Opfer.“

"Mit offenen Augen aber müssen die Opfer gesehen werden - und doch müssen sie den ersten Schritt tun. Das gelingt nicht jedem, und so sind die Psychologen regelrecht erschrocken über einen Mann, der erst neun Jahre nach der Katastrophe in die Gruppe findet. „Neun Jahre hat er versucht, sich mit dem Geschehen zu arrangieren.“ Neun Jahre vergeblich - der lange Leidensweg von Klaus Welsch (50).

Die Hände in Schutzhandschuhen „versteckt“, die Kopfwunden unter Perücke und Bart, erzählt er heute sein folgeschweres Erleben, als sei es erst vor einigen Stunden passiert: Klaus Welsch liegt plötzlich als einziger Lebender unter zig Toten, spürt plötzlich „du stirbst“, sucht verzweifelt nach seinem Sohn. Er steht auf, versucht mit letzter Kraft einen Feuerwehrmann daran zu hindern, die Toten - und mögliche Überlebende - unter einem Schaumteppich zu vergraben.

Als das nicht gelingt, schleppt er sich fort, um nicht selbst vom Schaum bedeckt zu werden. Er wird mit Waffengewalt daran gehindert, nach seinem Sohn zu suchen - nur Hilfe bekommt er nicht. Erst viel später wird Welsch weggefahren, und trifft endlich auf seinen ebenfalls verletzten Jungen.

Nach neun Jahren kam Klaus Welsch zur Nachsorge-Gruppe - weil er der

Familie nicht mehr zur Last fallen wollte mit seinen Erinnerungen, weil er sich von „allen möglichen“ Ärzten unverstanden fühlte, weil er in der Kur gar in eine „Beziehungsgruppe“ kam. Heute ist Welsch arbeitslos.

Um seinen Anspruch auf Rente streitet er derzeit vor dem Sozialgericht - das Versorgungsamt hatte ihn von 60 auf 40 Prozent runtergestuft . . . Ramstein wird bleiben.

Heute. Morgen. Immer.

Sie haben das Leben noch vor sich, doch sie setzen ihm schon früh ein Ende: durch Selbstmord.

340 Menschen unter 20 sterben in Deutschland jährlich auf diese Weise. Die Dunkelziffer ist unabschätzbar, Suizid-Versuche werden in keiner Statistik geführt.

*Kinder und Jugendliche entscheiden sich für den Tod.
Freiwillig. Und doch gedrängt - von Angst, Krisen,
Verzweiflung.*

Ein Phänomen unserer Gesellschaft?
Eltern sind hilflos, Experten suchen nach Erklärungen:
Warum?

Wenn Kinder nicht mehr leben wollen

Die Zeit heilt alle Wunden, sagt ein Sprichwort. *Wann* die Zeit kommen wird, sagt es nicht.

Manchmal denken Andrea und Johannes Schläger, dass die Schmerzen nachlassen. Doch schon im nächsten Augenblick reißt die Wunde wieder auf, und alles scheint von vorne zu beginnen. Von vorne, das heißt: An jenem Tag, als Julian seine Eltern und seine Schwester Nicole alleine lässt. Mit einem Brief der Verzweiflung und der Anklage. Und mit seinem Tod.

Am 19. Juni 1997 nimmt sich Julian das Leben. „Es tut mir leid, dass es so enden musste, aber es hätte eh keinen Sinn gehabt“, beginnt er seinen Abschiedsbrief. Wenig später schneidet er sich die Pulsadern auf und stürzt sich einen Steinbruch hinunter. Julian ist erst siebzehn.

Oft haben Andrea und Johannes Schläger in den zurückliegenden Monaten daran gedacht, ihr Haus zu verkaufen und wegzuziehen. „Irgendwo neu anfangen, das ist leichter“, glauben sie. „Dort, wo man fremd ist“, sagt Andrea Schläger. In einer kürzlich beendeten Kur haben sie und ihr Mann gemerkt, wie „gut räumliche Distanz vom Ort des Geschehens“ tut.

Und auch das direkte Gespräch mit jenen, die ähnliches erlebt haben wie sie. Wo jeder über das „Innerste seiner Persönlichkeit“ sprechen kann, ohne schief angeschaut zu werden. Solidarität der Gefühle. Wo sie nicht lange zu erklären brauchen, wie sie leiden. Warum nach einmalhalb Jahren noch immer. Und warum sie glauben, daß es niemals ganz aufhören wird.

Ich wäre sitzengeblieben“, formuliert Julian seinen Abschiedsbrief. Er spürt den Druck der schlechten Noten, und er sieht keine Zukunft mehr für sich. Auch über die Schule hinaus nicht, sagt Mutter Andrea. Denn sie hat Julian selbst zum Arbeitsamt begleitet und gehört, als ihm deutlich gemacht wird, „daß es bis zum Jahr 2008 schlecht aussieht“.

Auf Bewerbungen gibt es nur Absagen, und manche Unternehmen halten es nicht mal für nötig, überhaupt eine Antwort zu geben. Julian fühlt sich als Versager. Als Looser, wie es in der Sprache der Jugend heißt. „Ja“, sagt seine Mutter, „das hat ihm den Mut, den Lebensmut genommen. Sein Leben wird geprägt von dem Wissen: Du wirst nicht gebraucht.“ Niemand erkannte, wie sehr das den Jungen bedrückte. Johannes Schläger räumt ein: „Auch wir als Eltern haben gedrängt: Du mußt es schaffen! Ist doch logisch, dass man das sagt.“

Sekunden Stille. „Das sind die späteren Vorwürfe. Das ist ein Beispiel, wo man die Schuld bei sich sucht.“ Aber nicht nur. Auch die Lehrer hätten es merken müssen, sagt der Vater. Am Tag des Geschehens sei sein Junge vor der Klasse wieder einmal fertiggemacht worden, hat er nach Julians Suizid von Mitschülern erfahren. Auch das ein Auslöser? Der Vater geht gegen den Lehrer vor, scheitert allerdings damit.

„Vielleicht wollte ich Julians Tod an einem Ereignis festmachen.“ Heute weiß Johannes Schlager, dass die ersten Tage für ihn unter Schock abgelaufen sind. In diesem Ausnahmezustand wendet er sich auch an die Medien, lässt Julians Brief veröffentlichen. Das ist mir von einigen vorgeworfen worden.“ Aber die Eltern glauben, Julians Anklage weitergeben zu müssen. Das letzte, was sie für ihn noch tun können. „Ich habe keine Lust, Arbeitsloser zu sein, dann tu ich dem Staat lieber einen Gefallen“, fasst Julian Verzweiflung und Ausweglosigkeit in Zeilen. Was dann geschieht, nennt er „den schwersten Gang in meinem Leben“.

Nichts deutet vorher darauf hin. „Er war ein ruhiger Typ. Nicht einer, der alles erzählt“, gerät der Vater wieder ins Grübeln. Auch wenn er schon mal einen ganzen Tag nicht viel geredet hat, haben wir uns nichts dabei gedacht.“ Schläger zündet sich eine Zigarette an. „Klar waren das Hinweise, aber wir haben sie nicht registriert. Man kann doch niemandem in den Kopf rein gucken.“ Mutter Andrea spürt noch eine weitere Belastung: „Warum hatte er kein Vertrauen? Warum nicht?“ Sie vergräbt ihr Gesicht in den Händen. „Darauf habe ich keine Antwort gefunden.“

Nachdenklicher sind die Eltern geworden, viel kritischer, aber auch viel feinfühlicher. „Ja, wir haben uns verändert. Es gibt ein Leben davor und ein Leben danach.“ Und immer wieder die bange Frage: „Schaffen wir es?“ Johannes Schläger schaut seine Frau an, erzählt von ihrem Selbstmordversuch ein halbes Jahr nach Julians Tod, kurz nach dem Weihnachtsfest, „das nur Chaos war“.

Andrea Schläger kann heute offen darüber reden: „Ich war damals am Ende, ich wollte nur noch zu meinem Sohn. „ Sie fühlt sich in einer Situation, in der Julian gewesen sein muss: „Ja, in diesem Augenblick habe ich ihn verstanden. Ich habe nicht an die Familie gedacht, nur an mich. Und ich wollte nur weg. Zu ihm.“ Die Mutter wird gerettet, und sie ist heute „froh darüber, noch da zu sein“, allein wegen Nicole.

Die Schlägers versuchen, „kleine Schrittden ins normale Leben“ zu finden. Mit Herzflattern geht der Vater erstmals zum Treffen der Kolpingfamilie. Seine Frau ist dankbar, daß sie es schaffen, mit Freunden einen Geburtstag zu feiern. „Ein neues Leben“, sagt sie. „Ein anderes Leben“, sagt er. Beide wissen, daß es Rückschläge geben wird. Wie zum Beispiel, als sie lesen, daß sich im Westerwald zwei Mädchen einen Steinbruch hinuntergestürzt haben.

„Ein Schmerz. Da haben wir uns selbst wieder gesehen, und das hat uns um Monate zurückversetzt.“ Trotzdem will Andrea Schläger Kontakt zu den betroffenen Familien aufnehmen. „Sie sollen wissen, daß sie in dieser schweren Zeit nicht alleine sind.“ Denn auch das hat die Mutter inzwischen gelernt: „Das Thema Selbstmord darf nicht tabu sein. Wir müssen darüber reden.“

Andrea und Johannes Schläger haben jedes Wort aus Julians Abschiedsbrief im Kopf. Ein Vermächtnis, aus dem sie sich Konsequenzen wünschen: „Lehrer müssen auf Problemfälle reagieren, sie müssen zu ihrer Verantwortung stehen. Den oftmals knallharten Arbeitgebern möchten wir sagen: Gebt den Jugendlichen eine Chance. Antwortet wenigstens auf die Bewerbung - auch wenn es eine Absage ist.“ Und was sagen die Eltern?

Andrea und Johannes Schläger schweigen lange - „wenn man es nur vorher merken könnte.“ Als Julian sich in den Tod stürzt, stirbt auch ein Teil seiner Eltern. „Es ist, wie barfuß durch die Hölle zu gehen“, sagt seine Mutter. Ich könnte mir nichts Schlimmeres vorstellen.“ Sie hat zwar gelernt, mit den Heimweh-Phasen umzugehen, „ein kleiner Lichtblick“. Und doch bleibt das Wissen, daß Julian nur Erinnerung sein kann. „Mit ihm ist ein Stück Zukunft gegangen.“

Es ist auch diese Endgültigkeit, die Andrea Schläger zu schaffen macht. Andererseits sagt sie sich: „Du musst es schaffen! Unser Junge hätte es gewollt.“ Manchmal setzt sich die Mutter einfach hin und schreibt ihre Gefühle in ein Tagebuch nieder. Für Julian.

Auch Anna (Name geändert) hat ein Tagebuch geführt. Doch es waren düstere Gedanken, die die heute 15jährige vor Jahren zu Papier brachte. Anna überlebte einen Selbstmordversuch. Als sie sich im Alter von 14 Jahren mit Haschisch zukiffte, mit Tabletten vollstopfte und dann in den Rhein sprang, war das nur der Endpunkt einer langen Leidenskarriere. Anna galt zwar als verschlossen. Aber niemand erkannte die wahre Dimension dessen, was sich im Innern des Mädchens abspielte.

Die Depressionen, der Schmerz, und schließlich die Sucht nach dem Tod. Wenn das Mädchen heute von seinem Schicksal spricht, wirkt es ernst und überlegt. Geradezu distanziert schildert Anna, wie sie in den Strudel der Selbstmord-Gedanken geriet. So, als stünde sie daneben.

Als erzähle sie vom Schicksal eines ganz anderen Menschen. In jedem Satz spürt man deutlich: Anna hat die Lektionen ihrer Therapie verinnerlicht und nutzt sie wie einen Schutzschild. Kein Ausbruch finsterer, zerstörerischer Gefühle, sondern analytische Auseinandersetzung mit den eigenen Schwächen.

Rückblende. Anna ist noch sehr klein, als sich ihre Eltern trennen. Sie lebt bei ihrem Vater und hat eigentlich „eine ganz glückliche Kindheit“ - wenngleich sich Vater und Mutter nie sonderlich gut verstehen. Doch mit dem Älter werden türmt sich plötzlich Problem auf Problem. In der 7. Klasse fing es an“, erinnert sich Anna. Sie wird „ein bisschen pummelig“, muss sich immer häufiger Hänseleien gefallen lassen. Andere Freunde wünscht sie sich. Doch sie traut sich nicht, auf sie zuzugehen. Und dann - verliebt sie sich auch noch Hals über Kopf in einen älteren Mann.

Die hoffnungslose Liebe stürzt Anna in so tiefe Verzweiflung, dass sich mehr und mehr ihr ganzes Dasein darum dreht. „Ich habe ganz, ganz viel gegrübelt“, erzählt die heute 15jährige aus der schwierigsten Zeit in ihrem jungen Leben. „Ich hab' alles auf mich draufgeladen, mich gegen nichts mehr gewehrt. Anna weint beim kleinsten Anlass, zieht sich immer mehr zurück und begegnet auch den besorgten Nachfragen Ihres Vaters mit wachsender Aggressivität. Der wiederum reagiert ebenso verstört wie verärgert.

„Ich dachte, alle Leute wollten mir nur was Böses“, erklärt Anna heute ihren totalen Rückzug aus der Welt. „Ich bin immer für dich da - das habe ich niemandem geglaubt.“ Immer häufiger greift sie zu Drogen, die sie sich auf dem Schulhof besorgt. Sie sucht die Einsamkeit des Waldes, vertraut nur noch ihrem Tagebuch die düsteren Gedanken an. Selbst vor ihrer besten Freundin schottet sich Anna ab.

Als auch der Vertrauenslehrer der Schule nur aufs Jugendamt verweist, als Anna ihm von ihrer Familiensituation erzählt, als er auch nicht mehr nachfragt, da fühlt sich Anna vollends allein gelassen - und sucht den scheinbar letzten Ausweg. „Das Hinarbeiten auf den Tod wurde zu meiner Lebensaufgabe“, erklärt Anna heute knapp. Um in der dumpfen Trostlosigkeit wenigstens Schmerz zu fühlen, greift sie zum äußersten Mittel - sie verletzt sich selbst, fügt sich Schnitte und Brandwunden zu. „Autoaggression“ nennt das die Fachsprache.

Zwar verbirgt Anna ihre Verletzungen gut. Doch im Rückblick wundert sie sich, dass niemand ihre von roten Wundmalen übersäten Arme bemerkt. Dass keiner sieht, wie nah sich dieses Mädchen bereits am Abgrund des Todes befindet. Damals fühlte sich Anna sogar „total allwissend“ und in ihrem Schmerz den anderen Jugendlichen weit überlegen.

Heute weiß sie: „Man muss selbst erst mal erkennen, dass man den Bach runter geht, dass man krank ist.“ Und wenn die Jugendlichen selbst keinen Halt mehr finden, dann - sagt Anna -, dann müssen eben andere die Initiative ergreifen und „ohne Zögern“ einen Therapeuten einschalten.

Nach ihrem gescheiterten Selbstmordversuch kommt Anna in Therapie - zwangsweise. Und zu ihrem eigenen Glück, wie sie heute feststellt. Fünf Monate und eine Woche dauert die stationäre Behandlung. Dabei helfen ihr nicht nur die Gespräche mit den Psychotherapeuten über ihr Lebenstief hinweg. Auch der Kontakt mit anderen Jugendlichen, die gleiches durchgemacht haben, wirkt heilsam - „zu sehen, dass man nicht der einzige ist, der so kaputt ist“. In einer kirchlichen Jugendgruppe findet Anna schließlich neuen Halt und Lebensmut.

Vier Jahre liegen zwischen dem Beginn des Dramas und ihrer Erkenntnis: „Man kann auch anders sein, etwas Besonderes sein, ohne sich umzubringen.“ Die dunklen Gedanken treiben Anna noch immer um. Doch sie geht anders damit um. Und sie meidet ganz bewusst die Dinge und die Menschen, die sie wieder runterziehen könnten. Heute hat das nachdenklich wirkende Mädchen eine Botschaft an Eltern, Angehörige und Lehrer: „Nehmt uns ernst und tut unsere Nöte nicht als pubertäre Lebenskrise ab!“

„Warum?“ Die bohrende Frage nach dem Grund für ihren Selbstmordversuch kann Anna nach der Therapie mit überraschender Sachlichkeit und Genauigkeit beantworten. Totaler Rückzug, Selbstverletzung, das Gefühl völligen Alleinseins - Anna weiß, daß ihr Fall in vielerlei Hinsicht typisch ist. Doch manche Mütter und Väter finden niemals eine Antwort auf diese eine, alles entscheidende Frage: „Warum?“ Weil ihr Kind nicht mehr reden kann.

So wie Julia Schneider aus dem Westerwald, die sich mit 15 Jahren das Leben nahm.

Vor vielen Jahren, lange bevor die Kinder geboren wurden, hatte Bruno Schneider seiner Frau einen „Wunschzettel“ geschrieben. Er wünschte sich eine Familie. Und er wünschte sich, daß diese Familie in Frieden lebt, in Achtung vor der Natur und vor den Mitmenschen. Vieles davon ist später in Erfüllung gegangen, und das hat Bruno Schneider und seine Frau Bettina glücklich gemacht.

Jetzt sitzt Bruno Schneider im Wohnzimmer und weint. An diesem Tag, sagt er, geht es ihm besonders schlecht. Die Gedanken an Julia sind wieder einmal stärker als alle anderen Gefühle, das tut weh. Julia ist nicht mehr da. Am zweiten Sonntag des Jahres nahm sie sich mit ihrer Freundin Alexandra das Leben. Die 15jährigen Mädchen sprangen in einem nahegelegenen Steinbruch in den Tod. Bruno Schneider wird das niemals begreifen, sagt er.

Und er glaubt, dass er keine Antwort nach dem Warum finden wird. Das zermürbt. In den ersten Tagen nach Julias Tod geht den Eltern immer wieder dieselbe Frage durch den Kopf: „Was haben wir falsch gemacht?“ Nichts haben sie gefunden. Aus unzähligen, intensiven Gesprächen mit Julias um ein Jahr älteren Schwester Dominika, mit Freundinnen, mit Lehrern, mit dem Judotrainer - nicht die kleinsten Anhaltspunkte. Auch Julias Tagebücher, die auf ihren Wunsch ins Grab gelegt wurden, gaben keinerlei Hinweis auf Probleme mit den Eltern. „Da war nichts, und das ist gut so“, sagt Bruno Schneider.

„Wir wissen, dass ihr Tod nichts mit uns zu tun hat“, fügt Bettina Schneider mit fester Stimme hinzu. Dann leiser: „Das ist ein wenig Trost.“ Dass der Schmerz irgendwann nachlassen wird, kann sie sich aber nicht vorstellen. Was man auch macht, es fehlt etwas.“ Julia.

Schon beim Frühstück vermisst Vater Bruno seine Tochter: „Da haben wir immer zusammengesessen.“ Wieder stockt seine Stimme. Jeden Morgen kommt er auf dem Weg zur Arbeit am Friedhof vorbei. Jeden Abend an der Weide, wo Julia um diese Zeit ihr Pony „Niki“ fütterte. Auch wenn das Verhältnis zu allen Kindern - drei leibliche und zwei angenommene - sehr gut war, „mit Julia habe ich am meisten unternommen, und ich hatte zu ihr emotional den engsten Kontakt“. Mal gingen sie einfach nur durch den Wald spazieren, mal erlebten sie auf dem Weg zum Gipfelkreuz Gefahren und Faszination der Bergwelt. „Ja, sie war naturverbunden. Sie war willensstark. Sie kannte keine Angst“.

Ein außergewöhnlicher Mensch, wird mit jedem Satz deutlicher. „Ich will Julia nicht glorifizieren. Aber so war sie.“ Bruno Schneiders Stimme stockt: „Das Geschehene ist unbegreiflich.“ Der Vater erinnert sich, wie intensiv sie sich über den Prager Frühling unterhalten hatten, als Julia ein Referat schreiben musste. Gemeinsam recherchierten sie im Internet, gemeinsam hatten sie Spaß an der selbstgebauten acht Meter hohen Kletterwand. Julia liebte ihr Pony und Kater „Mikesch“. Heile Welt auf dem Land und in der Familie.

Der 10. Januar setzt allem Glück ein Ende. An diesem Sonntag klingelt morgens kurz vor fünf das Telefon. Alexandras Vater fragt besorgt: „Sind die Mädchen bei euch?“ Bruno Schneider geht in Julias Zimmer, entdeckt einen Brief „An Mama und Papa“. Von einer zerbrochenen Glasplatte ist die Rede. Und: „Macht euch keine Sorgen. Ich habe euch ganz, ganz toll lieb.“

Ein Abschiedsbrief, ahnt der Vater sofort. In einem zweiten Brief an ihre beste Freundin hat Julia geschrieben, dass sie zum Steinbruch gehen. Dort findet Bruno Schneider die Mädchen. Sie sind zusammen in den Tod gesprungen.

So sehr sich die Eltern von Alexandra und Julia auch den Kopf zermartern,

sie finden keinen Grund für den Suizid. „Mit dem Problem des Selbstmordes haben wir heute nicht mehr zu kämpfen“, sagt Bruno Schneider. „Auch wenn es ein Unfall gewesen wäre, würde es uns nicht anders gehen.“

Erneut bricht er in sich zusammen: „Der Verlust schmerzt. Der Verlust von allem, was man noch machen wollte.“ Bruno Schneider legt das letzte Foto von Julia auf den Tisch, die Tochter zwischen zwei Ponys. Ehefrau Bettina schlägt ein Album auf: „Für jedes Kind haben wir eins angelegt.“ Geburt, Kindergarten, Kommunion, die Geschwister und Eltern. „Julia war eigentlich immer glücklich und zufrieden, das sagen alle.“ Reifer war sie als andere ihres Alters, sozial eingestellt, interessiert und aufgeweckt, nie wollte sie oberflächlich sein. Sie schrieb Gedichte und malte Aquarelle. „Wir sind froh, dass wir sie gehabt haben.“ Tränen.

In den ersten Wochen nach Julias Tod dachte Bruno Schneider, er sei stärker als seine Frau. „Aber im Moment ist das eher umgekehrt.“ Er muss sich auf eine neue Arbeitsstelle konzentrieren, „und dann bündelt sich alles am Abend“. Manchmal gelingt es dem Vater, das Geschehene mit religiösen Texten aufzuarbeiten. „Aber nicht so, wie ich es mir wünsche.“

Wenn es ihm sehr schlecht geht, spaziert er alleine durch den Wald. In einem Eichenstück ist Bruno Schneider ein umgestürzter Baum aufgefallen. „Nicht etwa ein maroder Baum von denen, die hier stehen. Eine ganz junge Eiche.“ Er grübelt. „Warum?“



Erfurt danach - eine ganze Stadt weint

Tausende Menschen gedachten vor dem Gutenberg-Gymnasium der 17 Toten des Amoklaufes - Gottesdienst im Dom und Kondolenzbücher im Rathaus

Dem Tag des Schocks folgte der Tag der Tränen und der Trauer. Tausende Menschen gedachten in Erfurt der Opfer der schrecklichen Bluttat am Gutenberg-Gymnasium. Ob vor der Schule oder in Gottesdiensten - immer wieder dieselbe Frage: Warum? Niemand fand die Antwort darauf.

Aus Erfurt berichtet unsere Redakteurin Gabi Novak-Oster
Rhein-Zeitung vom 29.04.2002

Der in Sandstein gemeißelte Spruch über dem Seitenportal des Gutenberg-Gymnasiums wirkt wie Hohn: „Lerne um zu leben.“ Gut vier Meter darunter markieren kleine Pflastersteine die Tatspuren 1 und 2: Hier starb der 32-jährige Polizist Andreas Gorski. Einer von 17 Toten.

Der Morgen nach dem Amoklauf. Nichts im Schulgebäude scheint verändert. In den Räumen brennt Licht, einige Fenster stehen offen. Selbst das handgeschriebene Schild „Hilfe“ hängt noch, der Wind hat es zerzaust. Experten von Landes- und Bundeskriminalamt sind drinnen bei der Arbeit, später suchen sie auf dem Schulhof zwischen Fahrrädern nach Munition. Mosaiksteine einer Horrortat.

Kurz vor sechs Uhr werden am Haupteingang die ersten Blumen niedergelegt. Wer still trauern möchte, muss früh aufstehen. Mit jeder Minute wird der Teppich bunter Frühlingsboten größer. Hinter der Absperrung wird die Kette der Fernsehkameras immer länger, vor der gegenüberliegenden Bäckerei

wächst die schweigende Schlange der Brötchen-Kunden. Das Leben in Erfurt hat an diesem Morgen viele Gesichter.

„Ich verstehe die Jugend nicht.“ Ein alter Mann schüttelt im Vorübergehen den Kopf. Die Leinentasche über seiner Schulter trägt die Aufschrift „Deutscher Bundestag“. Hat die Politik versagt? Die Gesellschaft? Beide werden sich hinterfragen müssen.

Empörung und Wut, Manfred Zahn spricht die Gedanken vieler Bürger aus: „Dass so etwas bei uns in Erfurt möglich ist . . .“ Jetzt müsse endlich etwas für die Jugend getan werden - wie zu Zeiten der DDR. In der „Zone“ habe man Bilder wie diese nur aus der West- Sendung „Aktenzeichen XY“ gekannt, sagt Mike Brückner. Werte wie Achtung und Anstand sieht er bei Jugendlichen verloren. Die Bilder und Szenen vor der Schule sagen an diesem Tag anderes.

Kinder und Eltern trauern gemeinsam um Lehrer und Mitschülerinnen. Stumm verharren sie vor dem Schulportal. Sie fassen sich bei den Händen, nehmen sich in die Arme, weinen Schulter an Schulter. Die Tat hat betroffen gemacht - nicht nur die Betroffenen. Aus einem Nachbarort sind Eltern mit ihren drei Kindern gekommen. Ihre Gefühle sind widersprüchlich: hier die Trauer, dort die Freude, „dass unsere Kinder nicht dabei waren“. Es bleibt Angst.

Eine ältere Frau kämpft vergeblich gegen ihre Tränen an. Sie kannte die erschossene Konrektorin Rosemarie Hajna gut: „Ein wunderbarer Mensch.“ Freunde verlor auch ein Buchhändler, der das Gutenberg-Gymnasium mit Literatur beliefert: „Man möchte Kontakt zu denen aufnehmen, die es nicht mehr gibt.“ Ihren Kollegen und Freund Andreas Gorski werden die Polizistinnen und Polizisten vermissen, die weinend vor der Schule innehalten.

Es ist traurig, Erfurt in dieser Stimmung wieder zu sehen. Eine Stadt, die

der Wiedervereinigung aufblühte, ist durch die Bluttat gelähmt.

Auf einer Plakatwand am Gutenbergplatz wird für die Ausstellung „Bilder und Dokumente zur Sozialgeschichte“ geworben - aktuelle Bilder sind wenige Meter entfernt zu sehen. Und wer die Kraft hat, blickt sogar in die Zukunft.

„Die Tat kann vielleicht eine Erfahrung sein“, sagt Christel Gruse. Sie ist Lehrerin und findet bei aller Traurigkeit kritische Worte: „Wir Lehrer sind die Prügelknaben der Nation, das muss anders werden.“ Die Lehrerin hofft auf „eine faire Entscheidung, wie wir in den nächsten Tagen mit unseren Schülern umgehen müssen und können“.

Und wie möchte sie es tun? „Am liebsten würde ich die Mädchen und Jungen nur in den Arm nehmen und mit ihnen weinen.“ Ohne viele Worte und Erklärungen.

Erfurts schwerer Tag

Rhein-Zeitung vom 19.04.2003

Der 26. April 2002 schockt die Welt. Im Erfurter Gutenberg-Gymnasium erschießt der ehemalige Schuler Robert Steinhäuser 16 Menschen und anschließend sich selbst. Erfurt hat versucht, zur Normalität zurückzukehren, doch der erste Jahrestag reißt die Wunden wieder auf. „... Ich habe mich in diesen Tagen oft gefragt, ob in diesem furchtbaren Geschehen nicht auch Chancen für uns und unsere Stadt liegen...“ Manfred Ruge, Oberbürgermeister von Erfurt.

Manchmal beginnt die Stimme von Manfred Ruge zu zittern, und die Worte kommen nur zögerlich und gebrochen über seine Lippen. Er kennt das.

Ruge ist ein erfahrener Oberbürgermeister, seit 13 Jahren im Amt. Ein Mann der ersten Stunde nach der deutschen Wiedervereinigung, ein Motor des Aufbaus Ost. Die Frage nach der geographischen Lage von Erfurt hat ihn jedes Mal aufs Neue enttäuscht und ebenso, wenn die Antwort lapidar heißt „in der Nähe von Weimar“. Dabei ist der CDU-Mann überzeugt, eine gute Stadtentwicklung betrieben zu haben, über Parteigrenzen hinweg. Die Sanierung in der thüringischen 197 000-Seelen-Stadt ist weit fortgeschritten, Touristen aus nah und fern sind begeistert von romantischen Winkeln und herausgeputzten Fassaden, an denen sich die 1250-jährige Historie widerspiegelt.

Der 26. April 2002 hat Erfurt auf tragische Weise in den Blickpunkt gerückt. Das Massaker am Gutenberg-Gymnasium mit 17 Todesopfern schockte die Welt. Ein Jahr später sagt Oberbürgermeister Manfred Ruge: „Wir haben versucht, mit dem Ereignis vernünftig umzugehen. Wir wollen zeigen: Erfurt ist nicht nur die Stadt eines Amokläufers.“ Das ist schwer, auch für die Person des Oberbürgermeisters. „Auf eine solche Situation kann man sich nicht vorbereiten, und ich wünsche sie keinem Kollegen.“

Noch in den Stunden des Schmerzes hatte Manfred Ruge begriffen: „Man kann daran zerbrechen oder die Situation mit Anstand bewältigen.“ Das bedeutet für ihn: „Da muss in Zukunft mehr als der Verstand funktionieren, nämlich auch der Bauch.“ Und: Aus der Vergangenheit müssen Lehren gezogen werden. „Die Gesellschaft ist relativ schnell zur Tagesordnung übergegangen. Die Stadt Erfurt hat sich eine Aufgabe gestellt: Wir wollen jedes Jahr, und das über eine längere Zeit hinweg, in einem wissenschaftlichen Symposium über gesellschaftliche Entwicklungen, über unseren Erziehungs- und Bildungsauftrag diskutieren.“ Von Erfurt soll ein Nachdenken ausgehen. „Wir möchten irgendwann ein kleiner Stachel im Fleisch der Gesellschaft sein.“

Der Blick in die Zukunft geht mit dem Erinnern einher. Mit unvergessenen

Bildern und Begegnungen, mit Amtspflicht und Verantwortung. Mit bewegenden Momenten und Gefühlen.

Oberbürgermeister Manfred Ruge ist am Vormittag des 26. April auf dem Weg zur Einweihung eines Verlagshauses, als ihn telefonisch die Nachricht erreicht: drei Tote am Gutenberg-Gymnasium - die stellvertretende Direktorin, eine Sekretärin und ein Polizist. Und: Der Amokläufer ist noch im Gebäude. „Wir haben sofort die Fahrtroute geändert und sind zur Schule gefahren“, erinnert sich Ruge. Auf dem Weg bereits erste Gedanken, um „die Schule in einen geschützten Bereich“ zu bringen. Für die Kinder wird ein Auffanglager errichtet, hier sollen Eltern erfahren, „wer raus ist“. Pfarrer und Psychologen werden angefordert, denn Manfred Ruge weiß: „Da kommt was auf uns zu.“ Das wahre Ausmaß ahnt er nicht.

Am Gymnasium überbringt der Polizeidirektor die Nachricht: acht Tote. „Das war noch mal ein tiefer Schock.“ In diesem Moment ist es wieder da, das stockende Sprechen. „Aber was sich dann abgespielt hat, das war noch viel schlimmer.“ Manfred Ruge schluckt. „Neun Tote, zehn, elf . . . Im Minutentakt erhöhte sich die Zahl der Opfer. Wir standen da und mussten es hinnehmen.“

Als der Ehemann der stellvertretenden Schulleiterin anbietet, sich gegen seine Frau austauschen zu lassen, sieht sich der Oberbürgermeister am Ende seiner Kräfte: Er weiß, dass Rosemarie Hajna tot ist, kann die Nachricht ihrem Mann aber nicht überbringen. „Ich habe gekniffen“, sagt Ruge heute. Später habe er sich dafür entschuldigt.

Der Amoklauf geht weiter. Der Oberbürgermeister erinnert sich an seine Gedanken: „Wann hört das auf? Wann ist Schluss damit? Wann ist der Wahnsinn beendet?“ Erst, als Robert Steinhäuser die Waffe gegen sich selbst

richtet. Zuvor hat er 16 Menschen getötet - zehn Männer, fünf Frauen, zwei Mädchen.

Als Hausherr muss Manfred Ruge Stunden später mit durch die Schule gehen. „Da habe ich richtig begriffen, was hier geschehen ist.“ Als er nichts mehr zur Aufklärung beitragen kann, bricht der Oberbürgermeister den Rundgang ab. „Ich bin erst mal nach Hause gefahren und habe versucht, Trost zu finden.“ Gleichzeitig aber lastet die Frage auf ihm: „Wie geht es weiter?“

Erfurt steht unter Schock, über Tage hinweg. Und Oberbürgermeister Manfred Ruge sieht sich einer weiteren Belastung gegenüber: der Trauerrede auf dem Domplatz. Die schwierigste Situation seiner Amtszeit? Er korrigiert umgehend. „Nein, meines Lebens.“ Hatte er Angst davor? „Ja,“ sagt er spontan. Wie hat er diese Angst überwunden? „Im Wissen, dass es weitergehen muss.“

Den Blick nach vorne artikuliert Ruge bei der Trauerfeier auf dem Menschen überfüllten Domplatz öffentlich: „ . . . Ich habe mich in diesen Tagen oft gefragt, ob in diesem furchtbaren Geschehen nicht auch Chancen für uns und unsere Stadt liegen . . . “ Die Erfurter selbst haben an diesem Tag und darüber hinaus die Antwort gegeben: ja. Die Menschen sind zusammengedrückt, und das hat Manfred Ruge Mut gemacht. „Nach der Wiedervereinigung wurde im Osten fast alles in Frage gestellt, wir haben Umwälzungen hinter uns und teilweise auch Kälte einziehen lassen. Jetzt haben wir - wie 1989 - gemeinsam etwas Negatives verarbeitet.“

Erinnern und aufarbeiten, mahnen und trösten will eine Ausstellung, die zurzeit im Bundesarbeitsgericht am Hugo-Preuß-Platz in Erfurt zu sehen ist und vom Gutenberg- Gymnasium initiiert wurde. Ein Hieronymus-Zitat überschreibt das Gezeigte: „Wir wollen nicht trauern, dass wir sie verloren haben, sondern dankbar sein dafür, dass wir sie gehabt haben, ja auch jetzt noch besitzen.“

Am Fuße der Wand mit diesen Worten liegen Stapel von Kondolenzbüchern, Briefen und Bildern - Zeugnisse weltweiter Anteilnahme. Kuscheltiere haben sich auf einem Berg aneinander geschmiegt und scheinen sich nie wieder loslassen zu wollen. Steine sprechen: „Mein Beileid“, „Ich denke an Euch“, „Ich trauere mit Euch“.

Weißes Papiertauben sehnen sich nach friedlichen Zeiten. „Wir denken an Euch“ steht auf einem roten Plakat, auf dem Hunderte Unterschriften des Gymnasiums Nonnenwerth zu lesen sind, und auch ein Brief der Klasse 10 der Hauptschule Mendig ist zu sehen. Getrocknete Rosen vom Tag der Trauerfeier vor dem Dom, ein großflächiges Foto mit dem Blumenmeer vor dem Gutenberg-Gymnasium. Transparente mit Grüßen an den 15-jährigen Ronny und mit der oft gestellten und bis heute nicht beantworteten Frage "Warum?" Fassungslos stehen Besucher dem Erinnern an das Massaker gegenüber. Gesprochen wird wenig, geweint viel.

Das Leben danach

Rhein-Zeitung vom 31.12.2002

Wer auf das Jahr 2002 zurückblickt, wird in Erfurt verharren. Am 26. April erschießt Robert Steinhäuser im Gutenberg-Gymnasium 16 Menschen und dann sich selbst. Wie geht es jenen, die das Geschehen erleben mussten, heute?

Vieles von dem, was Christiane Alt im Schulalltag begegnet, kommt ihr aus der Zeit nach dem Zusammenbruch der DDR bekannt vor: das Improvisieren, der Aufbau, die Fürsorge, die Unsicherheit. Die Hoffnung. „Nur, dass dieses

Mal alles von einem schrecklichen Geschehen ausgeht.“ Als der ehemalige Schüler Robert Steinhäuser am 26. April im Erfurter Gutenberg-Gymnasium 16 Menschen erschossen hatte, da schien es, als sei eine ganze Stadt vor Entsetzen gestorben. Viele Tränen sind inzwischen getrocknet, das Leben ist zurückgekehrt. Die Tat begreifen aber kann bis heute niemand.

Acht Straßenbahn-Stationen vom Hauptbahnhof entfernt, wo die wenigen modernen Bürohäuser unter den Plattenbauten fast exotisch wirken, liegt das vorübergehende Zuhause der Gutenberg-Schüler, unter einem Dach mit Grund- und Regelschülern. Der Versuch, das Innere der Schule mit Blumen, Gemälden und Fotos freundlicher zu gestalten, gelingt nur bedingt.

Schulleiterin Christiane Alt sitzt in einem Büro, das nicht mal zehn Quadratmeter misst. Doch es ist nicht die Stunde, und es bleibt auch keine Zeit, darüber zu klagen. In einer Ausstellung ist für Schüler und Eltern gerade dokumentiert worden, wie Tausende fremder Menschen am Schicksal der Erfurter Anteil nahmen. „Wir müssen behutsam sein. Wir brauchen Ruhe und Zeit zum Aufstehen“, sagt die Schulleiterin. Denn auf die Situation vorbereiten konnte sie sich nicht, es gab niemanden, der ihr mit Erfahrungen und Rezepten hätte beistehen können.

Christiane Alt zündet sich eine Zigarette an, auf dem Tischchen neben ihr brennen drei Teelichter. Sie wirkt erleichtert, nicht gleich über „das“ Thema reden zu müssen, sondern über schönere Zeiten. Manches kam dabei anders, als die 46-Jährige es sich vorgestellt hatte. „Eigentlich dachte ich, ich wäre Lehrerin geworden und würde bis zur Rente vor der Klasse stehen. In der DDR wäre man nur unter bestimmten politischen Voraussetzungen in irgendwelche Führungspositionen gekommen. Das war nicht meine Sache, also war es auch kein Ziel.“ Deutsch, Russisch und Englisch hatte sie studiert, später noch Darstellendes Spiel unterrichtet.

Zur Zeit der Wende engagiert sich Christiane Alt auf der Straße und in der Schule. Sie ist auch dabei, als es gilt, Reformen durchzusetzen, ist im Bürgerrat vertreten, wird von den Kollegen zur Vertrauenslehrerin gewählt. „Da musste man den Mund aufmachen.“ Wer so auftrete, könne sich nicht einfach aus der Affäre ziehen, meint ihr Chef, als es um die Neubesetzung von Schulleiter- Stellen geht. Also bewirbt sie sich - gerade Mitte 35, als einzige Frau und auch noch parteilos.

Im Sommer 1991 wird ihr das Gymnasium 3, das seit 1908 den Namen Johannes Gutenbergs trägt, „zugewiesen“. Christiane Alt setzt sich ins Auto, fährt um die Schule herum und erkennt „ein riesiges wunderschönes Haus“. Doch innen wie außen ist es völlig verkommen. Außerdem gibt es weder Lehrer noch Schüler. „Das war ein Vorteil, denn ich konnte ganz unten anfangen. Andererseits war das aber auch sehr, sehr schwer.“ Zu Hause auf dem Wohnzimmerteppich formt sie anhand meterlanger Namenslisten die künftigen Klassen. Die Visionen haben längst konkrete Konturen: „Ich wollte die Enge verlassen, wir hatten uns so sehr nach Freiräumen geseht.“

Es folgt eine „aufregende und schnelllebige Zeit, in der gnadenlos improvisiert werden musste“. Die Bildungslandschaft wird reformiert, Lehrer und Schüler sind ständigen Bewegungen unterworfen. „Nach fünf Jahren waren wir zu einer gewissen Stabilität gekommen und konnten damit beginnen, das typische Gesicht unserer Schule zu prägen.“ Der Schwerpunkt liegt auf den Naturwissenschaften und auf Sprachen, „drittes Standbein“ wird der musisch-künstlerische Teil. „Unser Profil war, dass wir keines hatten, sondern Wert auf eine Bandbreite legten.“ Christiane Alt atmet durch. „Elf gute Jahre. Wir haben viel geschafft.“

Doch dann folgt der 26. April 2002. Er zerstört Leben, Freundschaften, Visionen. Sieben Monate danach sagt die Schulleiterin: „Der Verlust, den

wir erlitten haben, ist permanent gegenwärtig. Die einschneidenden Bilder sind jeden Tag im Kopf, und sie werden dort wahrscheinlich bis zur Ewigkeit eingebrannt sein.“ Sie lehnt sich zurück. „Aber man kann lernen, damit zu leben. Ich beziehe die Menschen, die nicht mehr unter uns sind, mit ein. Ich frage mich oft, wie würden sie reagieren, wenn sie dabei wären?“

Über ihre persönliche Trauer spricht Christiane Alt ausschließlich im privaten Kreis. Nur durch eine geschlossene Tür getrennt, wurde ihre Sekretärin erschossen. Wie knapp die Direktorin dem Massaker entging, ist ihr zunächst nicht bewusst. „Schock und Entsetzen wogen schwerer. Menschen, denen ich wichtig war, sprachen mich auf meine Situation an. Aber ich konnte das Glück nicht richtig empfinden.“

Wie auch, wenn sie nicht mal die Tat begriffen hat? „Man kriegt anhand der Polizeiaussagen das Puzzle zum Bild, aber das ist nur der Ablauf, das Rationale. Das Emotionale kann ich bis heute nicht fassen. Ein solches Geschehen ist einfach unvorstellbar.“

Kurz nach der Tat heißt es, Christiane Alt wolle die Schulleitung abgeben. „Das hatte ich nie vor. Als ich spätabends vor dem Schulhaus stand, habe ich in meinem Entsetzen gefragt: ‚Wie soll man denn das hier weitermachen?‘ Diese Worte sind wohl fehlinterpretiert worden.“ Sie hat andere Gedanken: „Man weiß, was man ist: übrig, alleine. Man weiß auch, dass man an der Verantwortung in Zukunft schwerer zu tragen hat. Aber ich musste und ich wollte diese Verantwortung tragen.“

So schwer die nächsten Monate werden, niemals denkt Christiane Alt ans Aufgeben. „Weil ich spontan für mich entschieden habe: Es muss weitergehen. Auch, um die Tat nicht als Letztes stehen zu lassen.“ Die Kraft schöpft Alt aus ihrem privaten Umfeld. Hat sie sich verändert? „In meiner Grundhaltung sicher nicht, in manchen Dingen vielleicht - aber das lasse ich lieber andere bewerten.“

Hatte sie Angst, wieder glücklich zu sein? „Nein“, antwortet sie spontan, aber leise. „Wenn Sie mit Kindern arbeiten, müssen Sie für diese Kinder ein Festhaltepunkt sein. Müssen vorleben und sagen: ‚Es ist legitim, zu lachen und Freude zum empfinden.‘ Und wenn ich die Menschen anschau, um die wir trauern, dann hätten viele von ihnen in dieser Situation ähnlich gehandelt.“ Es habe allerdings lange, sehr lange gedauert, bis sie das erste Mal gelacht habe. „Vielleicht war es sogar nur schwarzer Humor. Man muss erst Tritt fassen, um zu sagen: Das gibt es auch noch. Denn man verliert das Gefühl für Raum und Zeit und für den Lebensrhythmus.“ Gefühle für den Täter Robert Steinhäuser hat Christiane Alt nicht. „Ich verstehe ihn nicht, und ich werde es nie tun. Beschreibbare Emotionen habe ich für die anderen Menschen. Seinen Tod habe ich auf neutraler Ebene zur Kenntnis genommen.“

Erfurt steht für Entsetzen. Erfurt macht aber auch Mut. „Ja, ich war stolz auf meine Schüler.“ Auf Worte und auf Gesten, auf Blumen und auf ein spontanes In-die-Arme-Nehmen. „Über Nacht haben die Jugendlichen Reife erlangt, leider durch ein schreckliches Geschehen.“ Einige Schüler tragen noch immer schwer daran, leiden an Konzentrationsschwäche und Schlafstörungen, „wenige“ sind gar noch in der Klinik. Psychologen betreuen Schüler und Lehrer. Es ist gelungen, ein Stück Alltag zurückzuholen - mit Spaß, Stress, Freude und Ärger.

Christiane Alt fährt oder geht täglich mindestens ein Mal ums Gutenberg-Gymnasium herum, ist „in allen Phasen“ drinnen gewesen - am Tatort, am Ermittlungsstandort, jetzt in der „Warteposition“, wie Christiane Alt die Baustelle nennt. „Das Gebäude hat seinen Trauercharakter verloren. Eine Baustelle zeigt ja immer nach vorne.“ Im Herbst 2003 kann ein Teil bezogen werden. Einige Schüler möchten noch ein Mal hin, bevor umgebaut wird. „Sie wollen Abschied nehmen und Zusammenhänge erfassen.“

Langsam soll das Gutenberg-Gymnasium wieder aufstehen. „Wir möchten uns nicht profilieren mit dem Unglück. Die Schule muss ihren Weg von innen finden. Sie muss wachsen.“ Vieles solle erhalten bleiben, einiges anders gemacht werden. „Wir wollen nicht Modell-Schule werden, nicht das ‚neue‘ Gutenberg-Gymnasium. Wir wollen vor allem nicht die ideale Schule sein - diese Bürde soll man uns nicht auferlegen. Wir möchten eine ganz normale Schule sein.“

Christiane Alt weiß, dass ein harter Weg vor ihr, den 71 Kollegen und 700 Schülern liegt. Sie tut sich schwer, den Jahresgruß zu formulieren. „Dank werde ich sagen und allen, die gelitten haben, dass wir bei ihnen sind.“

Der Blick nach vorne bleibt am 26. April haften - der erste Jahrestag.

Impressum und Kontakt

Gabriele Novak-Oster
Augustinum
Neumühlen 37
D-22763 Hamburg
Tel.: 0049-40-39194-206
Mobil: 0049-171-4769373
Mail: info@zeitblende.de
Internet: www.zeitblende.de

Gabriele Novak-Oster

Abitur in Bad Neuenahr-Ahrweiler, Volontariat bei der Rhein-Zeitung in Koblenz. Nach Beendigung des Volontariats als Redakteurin in verschiedenen Lokalredaktionen tätig.

In Koblenz: Begleitung der Altstadtssanierung, Frauenthemen (Einsatz für das Frauenhaus), Bildung (Einsatz für den zweiten Bildungsweg), Reportagen über Menschen. Redaktionsleiterin in Lahnstein: Kommunalpolitik, Reportagen Themen aus dem ländlichen Bereich.

Wechsel in das Ressort „Journal“ der Zentralredaktion, Ressortleiterin: Reportagen über interessante und aktuelle Ereignisse und Menschen. Schwerpunkte wurden Reportagen über Großereignisse und die Begleitung der betroffenen Menschen über Jahre hinweg: Fall der Mauer, Bosnienkrieg, Kosovo, Tschernobyl, Flugkatastrophe in Ramstein, Zugkatastrophe Eschede, Geiselnahmen in Koblenz und Gladbeck, Amoklauf in Erfurt.

Für die Reportage „Der Mord an Shari Weber - Skandal oder Restrisiko?“ mit dem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Umfassende und hintergründige Gespräche mit zahlreichen Politikern, Künstlern, Schauspielern und Sportlern.

Maßgeblich an der verlagseigenen Hilfsorganisation „HELFt UNS LEBEN“ beteiligt.

Einsätze und Projekte in Deutschland (z.B. Berichterstattung über Projekte in Sachsen anlässlich der Flutkatastrophe 2002 (Auszeichnung mit dem Fluthelferorden des Landes Sachsen).

Hungerwinter in Russland (Wolgograd, ehemals Stalingrad), Tsunami-Katastrophe: Reportagen und Projekte in Thailand und Sri Lanka (2005), Berichterstattung und Projekte der Kriegsfolgen in Bosnien und im Kosovo (Minenräumung), Projekte in Bangladesh, Bulgarien, Rumänien (mit Witta Pohl), mit Ärzten ohne Grenzen in Niger.

Veröffentlichungen u.a.:

„Zeiten-Wende“ - Von Gabi Novak-Oster

Erschienenen in: „Das ganze Deutschland – Reportagen zur Einheit“, Aufbau-Verlag von Axel Hacke, Alexander Osang, Robert Leicht mit Beiträgen von Rainer Eppelmann, Markus Meckel u.a. - Erstveröffentlichung: Rhein-Zeitung, 4./ 5. 9. 1999

„Der Profi“ - Rudolf Scharping, Hans Wallow (Herausgeber) ECON-Verlag 1994

ZDF-Beitrag: 25 Jahre nach dem Mord an Shari mit Gabi Novak-Oster

ZDF-Beitrag zum Verbrechen an Heike Hein